Aus Ostpreußens Leidens- und Ruhmestagen.

Der deutschen Jugend erzählt

von

Wilhelm Sahm.

Liegnitz.
Druck und Verlag von Carl Seyffarth.

I.
Im Frieden der Heimat.

Es war im Oktober 1806. Dort, wo im alten Ordenslande Preußen sich die bewaldeten Höhen des Stablacks aus dem Flachlande des Natangergaues erheben, ging ein schöner Herbsttag zur Rüste. Schöner als mancher Frühlingstag war er heraufgezogen und hatte der Natur noch einmal vor ihrem Absterben Gelegenheit gegeben, sich in der Eigenart ihres Trauergewandes zu zeigen. Eine ungemein friedliche Stimmung, Festtagsstimmung, wie sie eben nur ein sonniger Herbstnachmittag am Gestade des Baltischen Meeres hervorzuzaubern vermag, wob über den waldigen Bergen und verschwiegenen Talgründen dieser weltabgeschiedenen Gegend. Ab und zu zog noch ein verspäteter Silberfaden des Altweibersommers schweigend seine Bahn durch die sonnige Herbstluft, deren bläulicher Duft wie ein durchsichtiger Schleier über dem dunkeln Meer der Baumwipfel lagerte. Vom Waldrande stieg der Rauch eines schwelenden Kartoffelfeuers auf und legte sich in trägen Schwaden über das freie Feld. Eine Schar von Knechten und Mägden war damit beschäftigt, die ausgegrabenen Feldfrüchte in langgezogenen, gräberähnlichen Mieten zu bergen.

Auf dem schon mit dürrem Herbstlaub bedeckten sandigen Waldwege schritt ein rüstiger Wanderer daher. Er mochte wohl 25 Jahre alt sein. Die hochgewachsene Gestalt hüllte ein Rock von derbgrauem Stoff ein, wie ihn damals die Bäuerinnen jener Gegend auf ihren Webstühlen herzustellen pflegten. Die Beine steckten in hohen Stiefeln. Über dem Rücken hing die Flinte mit dem hölzernen Ladestock. Ein braungefleckter Jagdhund sprang dem Dahinschreitenden, bald hier, bald dort mit der Schnauze den Boden berührend, zur Seite. „Ja, ja, Feldmann," redete der Wanderer den an ihm emporspringenden und freudige Laute von sich gebenden Hund an, „wir haben heute ein reichliches Tagewerk vollbracht, und das Abendbrot wird uns beiden sicherlich

gut schmecken. Schade nur, daß wir die Spur des angeschossenen Keilers so spät auffanden. Aber morgen ist auch ein Tag, und dann soll er uns nicht entgehen."

Laut kläffend, als hätte das kluge Tier die freundlichen Worte verstanden, war es erneut mit wedelndem Schwanze an seinem Herrn emporgesprungen und hatte die zärtlichen Schläge desselben mit sanftem Ducken des Kopfes entgegengenommen.

Sie waren bis zur Höhe des Wipfelberges gekommen. Von der nach einer Seite hin freien Kuppe konnte man auf das in der Tiefe gelegene Gut Vornehnen blicken. In der Mitte lag das alte, stattliche Gutshaus mit dem gewalmten Dache, umgeben von den dunkeln Bäumen des weitausgreifenden Gutsparkes. In gemessenem Abstande davon erhoben sich die einfachen, strohgedeckten Behausungen der Instleute und Scharwerksbauern. Die rauchenden Schornsteine deuteten darauf hin, daß die Insassen mit der Zubereitung des Abendbrotes beschäftigt waren. Links abseits lagen ein paar Teiche, deren Spiegel von den letzten rötlichen Strahlen des scheidenden Tagesgestirns beschienen wurden. Am Waldrande ästen einige Rehe auf der grünen Wintersaat und erhoben beim Anschlagen des Hundes scheu den Kopf. Im Osten reckte sich aus der Dämmerung auf steiler Berglehne der Dexener Kirchturm, das Wahrzeichen der ganzen Umgegend, zum Abendhimmel empor. Einst, zur Heidenzeit, hatte die weitragende Höhe ein Fanal gebildet, das den Bewohnern des Gaues warnende Flammenzeichen gab, wenn der vordringende Feind das Land unsicher machte. Das war in jener grauen Vorzeit geschehen, als noch ein altpreußischer Edeling seinen Herrensitz auf der Wallburg in Grundfeld hatte und über die ausgedehnten Landwehren von Pilzen und Schlauthienen gebot, in jenen frühen Tagen, als die Ordensritter Dietrich und Günther von Regenstein den uralten Flecken Görken mit Feuer und Schwert zerstört hatten. Das mochte annähernd 600 Jahre her sein. Aber noch standen die ringförmigen Wälle und langgezogenen Landwehren, in deren Nähe der Volksglaube den Schauplatz der nächtlichen Tätigkeit gespensterhafter Wesen verlegte.

Der Wanderer war von der Bank aufgestanden, auf der er über den Raum der nächsten Umgebung und den Strom der Zeit den Faden der Gedanken gesponnen hatte. Noch einen Blick warf

er über die Schönheiten seiner anmutigen Heimat und schritt dann den sanften Hügel hinab, dem vor ihm liegenden Bornehnen zu, wo abseits, in einer Lichtung, aus dem Dunkel die Umrisse einer Waldhütte sich abhoben.

Feldmann war seinem Herrn vorangeeilt, um dessen Ankunft durch Kratzen an der Tür zu verkündigen. Eine freundliche alte Frau öffnete und trat auf die Schwelle.

„Guten Abend, Mutter!“ redete der Ankommende die Erschienene an. „Hast gewiß schon lange auf uns gewartet! Aber wenn man sich so den ganzen Nachmittag im Walde herumschlägt, dann kann's wohl vorkommen, daß man unterwegs etwas verschnauft, sobald sich Gelegenheit dazu bietet, und so ist's gekommen, daß wir uns etwas verspätet haben. Es war wirklich heute abend wieder einmal so schön droben auf dem Wipfelberge. Und zudem haben wir uns nicht vergeblich abgemüht. Morgen mag der junge Herr dem verwundeten Eber den Gnadenstoß geben. Doch zunächst etwas gegen den Durst! Im Augamer Kruge war das Bier wieder einmal sauer geworden, und in der Speisekammer des Krügers krepieren die Mäuse vor Hunger.“

„Nun, nun, gedulde Dich nur,“ erwiderte Frau Kempf ihrem Einzigen. „Der Eierkuchen soll sogleich fertig sein, und bis dahin bediene Dich aus der Kanne, die ich soeben mit frischem Quellwasser gefüllt habe. Das löscht den Durst am besten und hält die Sinne klar.“

Frau Kempf wandte sich dem Kamine zu, in dem die helle Flamme prasselte, während sich Karl der schweren Stiefel entledigte. Es war ein einfaches, aber behagliches Heim, das der Waldhüter des Herrn von Scharn auf Bornehnen mit seiner alten Mutter bewohnte. Der mächtige Kachelofen, in den der Kamin eingelassen war, und an dessen Längsseite sich eine hölzerne Ofenbank hinzog, nahm einen erheblichen Teil des Wohnraumes ein. Zwischen Ofen und Wand hatte ein binsenbeflochtener Sorgenstuhl seinen Platz gefunden. In der Mitte der Stube stand ein viereckiger Tisch. Ein paar handfeste Holzstühle und ein geräumiger Kasten nebst einem einfachen Kleiderschrank vervollständigten die Zimmerausstattung. Unter den starken Balken, zu denen man mit ausgestreckten Armen hinauflangen konnte, steckten einige vergilbte Briefe, während der Kaminsims mit ein paar Zinn-

krügen und goldbemalten Tassen bestellt war. Frau Kempf hütete sie gleich einem Heiligtume; denn sie bildeten das Brautgeschenk des alten Herrn von Scharn an Karls Eltern, die gleich ihm schon in Bornehner Diensten gestanden hatten. Die treue Anhänglichkeit, die der Diener seinem Herrn in den Stürmen des Siebenjährigen Krieges bewies, hatte ein freundschaftliches Verhältnis zwischen den beiden geschaffen, das von dauerndem Bestande auch in der friedlichen Folgezeit blieb. Dann war für Karl der schreckliche Tag gekommen, wo man den Vater auf einer Reisigbahre heimbrachte, um ihn bald darauf hinauszutragen zu dem stillen Friedhofe auf der waldumrauschten Bergkuppe neben der eintönig klappernden Windmühle.

Schwere Zeiten waren in die Waldhütte eingezogen, in denen Karl zum Manne heranwuchs, um zuletzt das Amt des Vaters zu übernehmen. Gleichalterig mit Konrad, dem Sohne des Gutsherrn, war er mit diesem, wenn auch nicht unter einem Dache, so doch unter demselben heimatlichen Himmel aufgewachsen, und das vertrauliche Verhältnis der Väter hatte sich auch auf die Söhne übertragen. Oft war die bescheidene Waldwartwaise der Gast des Gespielen gewesen, und dieser wiederum kehrte gerne und oft in der Waldhütte ein, wenn die Streifzüge durch Flur und Hain beendet waren. Niemand wußte so schöne Märchen von versunkenen Schlössern und verwünschten Prinzessinnen, so spannende Spukgeschichten von den alten Heidenwällen der Umgegend zu erzählen als Karls Mutter. Ja, Konrad behauptete daheim der alten Wirtschafterin gegenüber, die an Stelle der früh verstorbenen Frau von Scharn im Gutshause waltete, daß das Schwarzbrot und die Erdbeermilch nirgend so gut schmeckten als in der Waldhütte. Dann hatten sich freilich die Lebenswege der Knaben getrennt. Während Karl nach und nach von selber in den väterlichen Beruf hineinwuchs, war Konrad nach dem Besuch der gelehrten Schule in Königsberg bei den Baczko-Dragonern eingetreten und bald zum Leutnant befördert worden. So hatte er mehrere Jahre fern von Bornehnen geweilt, bis die zunehmende Kränklichkeit des alternden Herrn von Scharn ihn nötigte, seinen vorläufigen Abschied nachzusuchen und heimzukehren.

Karls Beschäftigung im Walde bot reichliche Gelegenheit, das freundschaftliche Verhältnis mit dem Zurückgekehrten zu erneuern.

Mehr als einmal hatte er den leidenschaftlichen Weidmann vor dem Angriffe eines verwundeten Wildschweines durch einen überlegten Speerstoß zu schützen gewußt, wenn sie in den ausgedehnten Morästen des Stablacks jagten, und noch gestern hätte der Jagdeifer Konrad gefährlich werden können, wäre der Waldwart nicht wachsam gewesen.

Mit sichtlichem Gefallen hatte Frau Kempf auf die Gestalt ihres Sohnes geschaut, und die lobenden Worte der Anerkennung über das schmackhafte Mahl gerne hingenommen. Man hatte noch eine Weile über häusliche Angelegenheiten geplaudert, und dann war in der Waldhütte das Licht erloschen.

* * *

Im Gutshause von Bornehnen fand heute abend Gesellschaft statt. Die Fenster des geräumigen Gebäudes waren erleuchtet. Von der Decke der Vorhalle hing eine große Laterne herab und wies den ankommenden Gästen den Eingang. Mehrere befreundete Gutsbesitzer der Umgegend hatten sich eingefunden und saßen bei einem guten Trunke plaudernd in dem geräumigen Zimmer. Auch bis hierhin waren dunkle Gerüchte von der verlorenen Oktoberschlacht gedrungen und wurden nun eifrig besprochen. Keiner von den alten ehemaligen Offizieren, die teilweise noch unter den Fahnen des großen Friedrich gefochten hatten, mochte das Ungeheuerliche glauben. Man tröstete sich mit der bekannten Unzuverlässigkeit des Eylauer Amtsschreibers, der schon oft im Rausche aus Wichtigtuerei Dummheiten geredet hatte und auch sicherlich wieder der Urheber der letzten Alarmnachricht sei.

„Es will mir nur bedenklich erscheinen,“ meinte der alte Hausherr, „daß das Gerücht so bestimmt auftritt und so allgemein verbreitet ist. Aber gesetzt, wir hätten nun eine Schlacht verloren, wäre das denn wirklich das größte Unglück, das uns treffen könnte? Auf Kolin hat's ein Roßbach und ein Leuthen gegeben, und selbst auf Kunersdorf ist endlich doch der Hubertsburger Friede gefolgt. Helfen uns die Russen nicht, dann bewaffnen wir unsere Bauern mit Heugabeln und Dreschflegeln und wehren uns schließlich auch noch selber unserer Haut, falls die Franzosen uns hier belästigen sollten.“

„Im letzten Punkte, Herr Nachbar, kann ich Ihre Ansicht nicht teilen“, wandte sich mit näselnder Stimme einer der Tischgenossen

an Herrn von Scharn. „Als alter preußischer Rittmeister nehme ich es trotz meiner Jahre noch mit einem halben Dutzend Franzosen auf. Aber auf die Bauern ist kein Verlaß mehr. Durch die unsinnigen Neuerungen ist die altpreußische Disziplin völlig verloren gegangen. Das schlechte Beispiel der Domänenbauern, die sich heute schon der zügellosesten Freiheit erfreuen, wirkt wie die leibhaftige Pest auch auf unsere Leute. Keine Ordnung, kein Gehorsam ist mehr in die Bande hineinzubringen. Nächstens sind sie die Herren und wir die Untergebenen. Von dieser Seite würde ich mir in allerletzter Reihe Schutz gegen die Feinde versprechen."

In diesem Sinne wurde die Unterhaltung noch lange fortgeführt. Der Gegenstand des Gesprächs bewegte die Gemüter aufs heftigste. Dann wechselte das Thema noch mehrfach. Man sprach von gedrückten Viehpreisen und von der schlechten heurigen Ernte, von der Geriebenheit der städtischen Viehhändler und der Dreistigkeit des Dexener Pfarrers, der es am letzten Sonntage gewagt hatte, dem Patronatsherrn trotz seiner Anwesenheit in unverblümter Weise sein Sündenregister vorzuhalten, so daß die Bauern spöttisch zu seinem Kirchstuhle aufblickten. Mitternacht war längst vorüber, als die letzten Gäste sich zur Heimreise anschickten.

* * *

Karl hatte sich am nächsten Morgen mit Tagesanbruch vom Lager erhoben, um das Ergebnis seiner gestrigen Suche im Gutshause zu melden. Auf die Nachricht davon war Konrad von Scharn trotz der verkürzten Nachtruhe bereit gewesen, ihn auf dem erneuten Pirschgange zu begleiten. Das Wetter war über Nacht völlig umgeschlagen. Gleich schweren, grauen Schleiern hing der Nebel feucht und kalt herab. Kaum sah man über die nächste Umgebung hinweg, aus der die Spitzen der Bäume in dunkeln Umrissen gespensterhaft hervorragten. An den schon teilweise entlaubten Zweigen bildeten sich dicke Wassertropfen und sanken klatschend auf die am Boden liegenden buntgefärbten Blätter hernieder. Ab und zu ließ sich der krächzende Ruf einer Krähe vernehmen, die vom Wipfel einer Tanne nach Nahrung ausspähte.

Rüstig schritten die beiden Männer auf dem feuchten Waldwege dahin. Das Gespräch drehte sich um das verwundete Wild, das man trotz des Nebels mit Hilfe der starken Schweißspur und

der trefflichen Hunde bald aufzufinden hoffte. Dann teilte Konrad seinem Begleiter mit, was man gestern im Gutshause über die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze gesprochen. „Es ist nur gut, daß sich Vater wieder bei leidlicher Gesundheit befindet“, schloß er; „denn wenn sich die schlimmen Nachrichten bewahrheiten sollten, dann wird mein Regiment mich bald wieder brauchen, und wir werden die längste Zeit zusammen gejagt haben“.

Sie hatten sich einem morastigen Teichrande genähert. Mit lautem Bellen waren die Hunde vor einer umgestürzten Tanne stehen geblieben. Im Fallen hatte sie mit ihren Wurzeln das Erdreich ihrer Umgebung emporgehoben und eine Höhlung gebildet. Dorthin hatte sich das todwunde Tier geschleppt. Zum Angriff schon zu matt, wies es, auf die Vorderbeine gestützt, kurze Grunzlaute ausstoßend, den angreifenden Hunden die gebogenen Hauer. Es war ein kurzer und ungleicher Kampf, der nun begann, bis Konrads Speer dem matt gewordenen Gegner den Todesstoß gab. Während die nachfolgenden Gutsleute die Jagdbeute heimbrachten, wandte Konrad sich nach flüchtiger Verabschiedung von seinem Jagdgenossen dem Nachbargute zu; vielleicht ließ sich dort etwas Bestimmtes über die kriegerischen Ereignisse in Erfahrung bringen.

Karl hatte für die Mutter beim Rositter Krüger einige geschäftliche Aufträge zu erledigen. Sein ganzes Denken drehte sich um die soeben vernommene Kriegsnachricht. In seiner Seele stiegen die blutigen Bilder des langen Krieges auf, den sein Vater als Seydlitzscher Reiter mitgemacht hatte. Wie oft hatte er dem Knaben davon erzählt, wenn er während der langen Winterabende am traulichen Ofen saß und die kunstvollen Wildfallen instand setzte. Wer mochte dafür einstehen, daß die Kriegsgreuel hier nicht eine Wiederholung erlebten, wenn die Feinde wirklich kamen! Doch nein, wie sollte das möglich sein! Er hatte, wenn er in Geschäften der Gutsherrschaft in Königsberg war, oft genug Gelegenheit gehabt, dort die Garnison exerzieren zu sehen, und das hatte auf ihn, den einsamen Sohn des Waldes, den Eindruck der Unüberwindlichkeit gemacht.

Unter solchen Gedanken war er am Ziele seines Ganges angekommen. Die Krugstube in Rositten bot das altgewohnte Bild. Um den länglich runden Tisch saßen mehrere Freibauern des

Dorfes und sprachen aus schweren zinnernen Deckelkrügen dem Woriener Braunbier zu, das der Gastwirt aus einem Faß in der Seitenkammer verzapfte. Auch ein paar Kölmer aus dem nahen Hussehnen hatten in dicken Reiseröcken mit der dreieckigen Kappe auf dem Rücken am Tische bei den anderen Platz genommen. Sie kehrten vom Eylauer Viehmarkte heim, hatten ihre Pferde draußen an den Wolm gebunden und nahmen für die letzte, kurze Wegstrecke noch einen kräftigen, feuchten Vorschuß. Es waren ungebügelte Gestalten, wie sie so dasaßen, mit wirrem Bart und Haar und ausgearbeiteten Fäusten, denen man ihre Bekanntschaft mit Flegel und Sense anmerkte. Einer hatte es vorgezogen, die Mütze auf dem Kopfe zu behalten, und paffte den selbstgebauten Tabak aus seiner kurzen Pfeife, daß der Rauch in breiten Wolken das niedrige Gastzimmer durchzog.

Karl war bei seinem Eintreten von den Anwesenden aufs freundlichste mit Händedruck begrüßt worden und hatte sich zu ihnen gesetzt. Sie hatten oft mit ihm beim Holzverkauf im Walde zu tun, und man glaubte sich seine Freundschaft aus bestimmten Gründen sichern zu müssen.

„Na, sagt mal, Kroll“, wandte sich ein jüngerer Bauer an einen der Hussehner, „was habt Ihr denn heute in Eylau gehandelt?“

„Was wird's viel sein“, erwiderte der Gefragte, „das Futter wird in diesem Jahre knapp genug werden. Da habe ich zwei Sterken und einen Ochsen losgeschlagen. Mit dem Preise hat sich's sehr gehalten. Aber ich bin schon froh, daß ich mich nicht lange herumstoßen durfte. Es ist schnell genug gegangen.“

„Na, darauf könnt Ihr denn auch etwas ausgeben,“ meinte schnell ein anderer,“ „Magritsch“ muß doch getrunken werden.“

„Eigentlich ist das ganze Geschäft nicht so viel wert,“ erwiderte Kroll lächelnd. „Aber es ist heute solch ein klamiges Wetter, und von dem schwarzen Zeuge wird's einem auch nicht wärmer.“ Er rief dem Gastwirt zu und ließ Schnaps eingießen, dessen Güte einige nach dem Trinken mit einem kräftigen Krächzen bekundeten.

„Ja, ja,“ rief der Krüger, über den Erfolg sichtlich erfreut, „echter und ungetaufter Peller! So etwas gibt's nicht überall und alle Tage! Einer von denen verschlägt mehr als drei andere!“

Man war nun einmal auf das Wetter zu sprechen gekommen, und einige meinten, es würde in diesem Jahre einen zeitigen und harten Winter geben. Denn auf einen heißen Sommer folge nach altbewährter Bauernregel ein strenger Winter, und daß derselbe früh eintreten würde, dafür sprächen unter andern untrüglichen Zeichen der zeitige Laubfall und der frühe Aufbruch gewisser Zugvögel.

„Ja, sagt mal," begann einer der Marktbesucher, „bald hätte ich's zu erzählen vergessen, „in Eylau reden die Leute davon, daß der Franzos die Unsrigen besiegt hätte und auf dem Anmarsch hierher sei."

„Nicht möglich!" erscholl es von allen Seiten des Tisches, „gar nicht möglich!" Eine Pause trat ein, als brauchte man Zeit, sich von dem Gehörten zu erholen.

„Das ist gelogen!" fuhr endlich der alte Springer auf. „Das könnt Ihr Kindern erzählen, aber nicht mir. Die Franzosen unsere Armee schlagen! Da müßten noch andere Leute kommen! Wenn ich noch daran denke, wie ich einst zwei solcher Burschen, in jeder Hand einen, so! so!" — dabei stand er auf, faßte seine beiden Nachbarn am Kragen und drückte sie zusammen, — „wie ich ihnen die Kehle zuschnürte, daß sie die Augen verdrehten und wie Frösche quakten! Na ja! Die uns schlagen! Die Sorte kenne ich zu genau, um sie nicht richtig einzuschätzen."

Wiederum trat eine Pause ein. „Das mag schon alles seine Richtigkeit haben, was Ihr da erzählt", ließ sich Kroll aufs neue vernehmen, „aber der Napoleon soll auch wirklich ein verteufelter Kerl sein. Wenigstens hat der Pfarrer ganz tolle Dinge von ihm in der Kirche erzählt, und auch meine Jungen haben Ähnliches von ihm aus der Schule mitgebracht. Die Österreicher und Italiener soll er schon geschlagen haben, und wenn das so weitergeht, hat der Lehrer gemeint, dann würde er noch einmal alles in der Welt vom obersten zum untersten kehren. Also möglich ist schon alles."

„Aber redet doch nicht!" entgegnete der erregte Alte aufs neue. „Was heißt möglich! Ist's nicht auch möglich, daß der Himmel einfällt? Ich möchte nur wissen, wer den Unsinn aufgebracht hat."

So ward eifrig weiter geredet, bis die Köpfe glühend und die Zungen schwer geworden waren. Noch mancher „Peller" wurde getrunken und mit manchem Schlucke Woriener Bier nachgespült.

Karl hatte sich in den Streit der Meinungen nicht eingelassen. Wußte er doch selber nichts Bestimmtes über den Krieg, um so weniger, da seine Kenntnis scheinbar aus derselben Quelle, dem Munde des redseligen und nicht im besten Rufe stehenden Eylauer Amtsschreibers stammte. Lange bevor noch einer nach dem andern aus der erregten Tafelrunde verschwunden war, hatte Karl mit den gemachten Einkäufen den Heimweg angetreten.

II.
Im Kampfe um die verlorene Waffenehre.

Was die Gutsherren am gestrigen Abend in Vornehnen nicht für möglich hielten, was im Rositter Kruge nicht in die dicken Schädel der natangischen Bauern hineinwollte, das war doch geschehen. Die Schlacht bei Jena und Auerstädt war wirklich geschlagen. Es folgten jene beschämenden Tage für Preußen, von denen man wünscht, die Sonne hätte sie nie geboren. Kaum 20000 Mann hatten sich aus dem allgemeinen Zusammenbruch gerettet; sie standen nun unter den Generälen Kalkreuth und L'Estocq an der unteren Weichsel. Langsam hatten sich die verbündeten Russen an der Ostgrenze gesammelt. Gegen sie war von Napoleon während der Monate November und Dezember in Polen und Ostpreußen ein furchtbarer Winterfeldzug eröffnet worden, der sich dem russischen Feldzug der „Großen Armee“ von 1812 an die Seite stellen läßt.

Damit war das für Ostpreußen so verhängnisvolle Jahr 1807 angebrochen. Durch Bennigsen in ihren Winterquartieren aufgescheucht, hatten die Franzosen die Russen unter beständigen Gefechten aus der Gegend von Allenstein nordwärts vor sich hergetrieben. Vor Königsberg mußte die Entscheidung fallen, wollte Bennigsen mit seinen ermüdeten Russen das preußische Gebiet nicht tatenlos verlassen. So zog sich das Kriegswetter mehr und mehr über dem Waldgebiete des Stablacks zusammen, um sich am 7. und 8. Februar in dem furchtbaren Schlage von Preußisch-Eylau zu entladen.

In Vornehnen war der anfänglichen Bestürzung, welche die bestimmte Nachricht von dem Anrücken der Franzosen hervor-

gerufen hatte, eine Zeit rühriger Tätigkeit gefolgt. Was nur irgend möglich war, wurde eiligst zu Geld gemacht und in Töpfen und Krügen unter gekennzeichneten Bäumen verscharrt oder in Brunnen versenkt. Der kostbare Hausrat im Gutsgebäude, noch aus der Väter Tagen stammend, wanderte in die Truhe, um von Karl im Schatten der Bäume vergraben zu werden. Erbsen und Mehl, Kartoffeln und Rauchfleisch versteckte man in der Tiefe des Scheunenfaches unter Heu und Stroh. Für Menschen und Vieh wurden sichere Schlupfwinkel im Waldesdickicht ausgemittelt. „Schließlich können wir im Notfalle auch die Pilzener Heidenschanze aufsuchen. Die werden die Spürnasen nicht so leicht entdecken“, hatte eines Tages der alte Gutsherr gesagt. So bereitete man sich auf die Ankunft der Franzosen vor.

* * *

Konrad war schon lange wieder bei seinem Regimente. An einem Novembertage hatte der Eylauer Landreiter ihm den Gestellungsbefehl überbracht. Nach einer längeren Unterredung mit dem Vater war er auf dem besten Gutsgaule seinem Bestimmungsorte zugeeilt, um sich dem alten und ruhmvollen Reiterregimente anzuschließen. Planlose und verlustreiche Märsche, hin und her durch Ostpreußen, von der polnischen Grenze bis zur Weichsel und wiederum zurück im Verbande des L'Estocqschen Korps, waren gefolgt. Die ständigen Reibereien mit dem Feinde, das häufige Biwakieren im Freien, die mangelhafte und unregelmäßige Verpflegung hatten die Kräfte von Mann und Roß arg mitgenommen. Darüber war der Januar 1807 dahingegangen. In den letzten Tagen war Konrad überhaupt nicht mehr aus den Kleidern gekommen, und auch dem einst so stattlichen Braunen sahen die Hüftknochen bedenklich aus dem rauhen Fell.

Seit Mitte Januar war dem 68jährigen L'Estocq Oberst von Scharnhorst als militärischer Berater beigeordnet worden. Anfang Februar sollte dann die Vereinigung der Preußen mit den vor Napoleon zurückweichenden Russen in der Gegend von Preußisch-Eylau stattfinden. Alles drängte zur Entscheidung. Das wußte man im L'Estocqschen Korps. Von Marschall Ney gedrängt, war es am späten Abende des 7. Februar bis Rositten gekommen. Auf die Nachricht davon hatte sich Karl dorthin begeben, um im Auftrage des alten Herrn von Scharn über Konrad, von dem man

seit Wochen in Bornehnen ohne Nachricht geblieben war, Erkundigungen einzuziehen. Das nächtliche Dorf bot ein gänzlich verändertes Bild. Zu beiden Seiten der langgestreckten Dorfstraße standen die gesattelten Pferde und fraßen gierig das ihnen vorgeworfene dürftige Rauhfutter. In Mäntel gehüllt, den Säbel im Arme, so schritten die müden Wachen auf und nieder. Brennende Holzstöße beleuchteten mit ihrer rötlichen Lohe die Umgebung, in der sich die immer noch ankommenden neuen Truppen niederließen, um sich an der dampfenden Brühe der Feldkessel zu sättigen. Hinter dem Dorfe stand eine schier endlose Reihe von Wagen und Geschützen zusammengefahren.

In der Krugstube waren die Fenster noch erleuchtet. Dort war der Korpsstab an dem großen, runden Tische, dem sonstigen Platz der zechenden Bauern, über Karten und Pläne gebückt, in regster Arbeit, um die Marschrichtung für den nächsten Tag festzulegen. Es ging dort sehr lebhaft zu, bis endlich Oberst von Scharnhorst vermochte, gegen den stets zum Widerspruch neigenden Rittmeister von St. Paul den Korpsführer für seinen Plan zu gewinnen.

Nach langem Hin- und Herfragen hatte Karl erfahren, daß die Baczko-Dragoner im nahen Gute Skerwitten untergebracht seien. Schlaftrunken sprang Konrad auf die Nachricht von der Anwesenheit des Bornehner Waldwarts vom Lager auf und eilte ihm entgegen. „Das nenne ich ein unerwartetes Wiedersehen!“ rief der Leutnant; ein warmer Händedruck bekräftigte die Begrüßung der beiden Männer. „Wir sind leider wieder einmal recht spät ins Quartier gekommen und können jederzeit des Aufbruchs gewärtig sein, sonst hätte ich Dir diese nächtliche Irrfahrt erspart und wäre selbst hinübergekommen. Wie sieht's zu Hause aus, was macht der Vater?“

„Bis jetzt haben wir vom Feinde gottlob noch nichts gesehen“, erwiderte Karl. „Aber die Ruhe wird wohl auch hier bald ein Ende haben. In Eylau muß es heute toll zugegangen sein. Das Schießen von dorther war bei uns bis zum späten Abend zu hören, und da haben wir das Letzte denn noch eilig in Sicherheit gebracht. Ihr könnt Euch wohl denken, daß der gnädige Herr in einiger Sorge um Euch ist. Aber er wird sich freuen, daß Ihr wenigstens heute noch am Leben und gesund seid. Was morgen geschieht, kann freilich niemand wissen.“

„Ja, ja, morgen wird's bestimmt heiß hergehen," fiel Konrad ein, „wer weiß, wer die Sonne noch einmal sinken sieht. Aber schließlich, ‚heute rot, morgen tot', das ist uns allen ein längst vertraut gewordener Gedanke. Weißt Du, ich freue mich recht, daß es endlich zur Entscheidung kommen soll. Das Leben war in den letzten Wochen kaum mehr erträglich. Immer und immer vor dem überstarken Feind sich zurückziehen zu müssen, das ist für den Soldaten eine harte Probe. Darüber kann der Tapferste mutlos werden. Drüben bei den Russen ist's allerdings noch schlimmer hergegangen. Am Tage kämpfen und nachts marschieren, bestenfalls in Schnee und Kälte unter freiem Himmel biwakieren, ohne ordentliche Verpflegung, da konnte es wohl geschehen, daß ihnen jede Meile Weges 1000 Mann kostete. Und auch die Franzosen vermögen sich kaum noch weiterzuschleppen. Was uns da neulich in die Hände fiel, das waren kaum noch Menschen, das waren nur wandelnde Schatten, die selbst noch unser Mitleid erregten."

So schilderte Konrad seinem Freunde die kriegerischen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit und Karl mußte ihm über die Verhältnisse daheim berichten. Inzwischen war der Zeiger der Uhr weit vorgerückt, und der Waldwart schickte sich zur Heimkehr an.

„Noch eine Bitte soll ich im Namen des alten Herrn aussprechen," hatte Karl beim Abschiede gesagt. „Ihr wißt, wie wir daheim an Euch hängen, und Ihr würdet uns alle und insbesondere den gnädigen Herrn von einer nicht geringen Sorge befreien, wenn Ihr in nächster Zeit etwas von Euch hören ließet."

„Nun, nun," hatte Konrad lächelnd erwidert, „Du darfst nicht gleich ans Schlimmste denken! Nicht jede Kugel pflegt zu treffen! Aber ich will es Dir versprechen, Euch Nachricht zu geben, vielleicht schon morgen abend. Hoffentlich wird ein Bote für Geld und gute Worte zu haben sein."

* * *

Der große Ruhmestag des L'Estocqschen Korps, der 8. Februar des Jahres 1807, war angebrochen. Es war ein Sonntag. Die grimmige Kälte der letzten Tage hatte nachgelassen. Der eisigen Winternacht, welche die erschöpfte russische Armee nach den mörderischen Straßenkämpfen am 7. in Eylau ohne Wachtfeuer und wieder einmal ohne Verpflegung auf den kahlen und windigen Höhen des Schlachtfeldes hatte zubringen müssen, war eine erheb-

liche Temperatursteigerung gefolgt. Das Thermometer mochte nur noch 4 Grad unter Null anzeigen. Tiefer Schnee bedeckte die winterliche Erde. Zeitweise entluden sich die Wolken ihrer Last in böigen Schneegestöbern und hüllten die Dinge der nächsten Umgebung in ihren Flockenmantel. Gegen 8 Uhr früh war der Aufbruch des L'Estocqschen Korps von Rositten her erfolgt. Alle bis zum gemeinen Soldaten herab waren sich des Ernstes der Stunde bewußt, in der die Entscheidung fallen mußte. Vergessen waren die Mühsale der letzten Zeit. Alles drängte danach, endlich einmal an den Feind zu kommen, um diesem ewigen Umherirren ein Ende zu setzen. Kaum mehr als 7000 Mann mochte der preußische Streithaufen stark sein. Aber welchen Regimentsverbänden des alten Heeres gehörten diese stolzen Reste an! Da war fast keine Reiterschlacht Friedrichs des Großen, in der Auer- und Baczko-Dragoner gefehlt hätten. Das Infanterieregiment von Rüchel hatte einst die Schweden aus Pommern und Preußen, die Osmanen aus Ungarn, die Franzosen aus Italien und den Rheinlanden hinausschlagen helfen, und indem der geschichtskundige Führer — es mochte an diesem Tage wohl Scharnhorst sein — diese Regimenter in die Schlacht führte, mußte es ihm vorkommen, als stünden die Tausende und Abertausende von Helden, die Preußens Größe aufgebaut, ihm mit ihrer sieghaften Kraft segnend und helfend zur Seite.

Bedeutungsvoller noch als der Allgemeinheit mochte Konrad die Größe der Stunde erscheinen. Sie alle schlugen sich für ihr Vaterland und um den seit Jena verlorenen Waffenruhm. Für ihn stand mehr auf dem Spiele. Er kämpfte für die Heimat. Und wie war die doch so schön! Dort, weit in die Ebene vorgeschoben, erhob sich der buschige Kopf des Wipfelberges als Vorposten des dahinter sich hinziehenden Hügelrückens. Wie oft hatte er als Kind dort oben gesessen, wenn nach langer Winternacht der Frühling wieder ins Land zog! Wie hatten dann seine weit geöffneten Kindesaugen über das waldige Meer der Baumwipfel zu seinen Füßen dahingeschaut! „Dort, weit, weit am Horizonte liegt Königsberg," hatte der Vater dann wohl gesagt und die weiteren Ortschaften im Gelände ihrer Lage nach erklärt, deren Namen dem Jungen aus der Unterhaltung der Erwachsenen daheim im Gedächtnis haften geblieben waren. Weiter rückwärts

ins Land hinein tauchten bei Wildenhof die Umrisse des „Goida," wie der Volksmund den höchsten Punkt des ganzen Hügellandes mit seinem altpreußischen Namen nannte, hervor. Wie ein Vater schaute er still auf die kleinen Berge seiner Umgebung herab. Dort lag das weite Bärenbruch, reich für ihn an Erinnerungen aus seinem Jägerleben. Und hinter jener Waldecke lag sein Heimatsort, sein liebes Vornehnen. Es kam ihm vor, als riefen ihm die Berge des Stablacks gleich trauten Freunden zu: „Heute sehen wir auf Dich! Heute vergilt, was wir Dir an Jugendlust und Freude einst boten!"

Seit einigen Tagen ritt Konrad, als der Gegend kundig, an der Spitze des Vortrabes, der aus Reitern seines Regimentes bestand, denen sich noch eine Abteilung Towarczys zugesellte. Es waren verwegene Gestalten, diese letzteren, die sich in der Hauptsache aus Tataren und Kleinedelleuten der polnisch-preußischen Gebietsteile zusammensetzten und später das Stammregiment der litauischen Ulanen wurden. Mehr denn anderswo war eine ortskundige Führung hier nötig. Die schmalen Wege wanden sich durch ein unübersichtliches Gelände, um Bergecken und sumpfige Wiesen herum. Kuppen und Hügelkämme drängten wirr und systemlos durcheinander. Die Gefahr, dem verfolgenden Neyschen Korps in die Arme zu laufen, war groß, höchste Vorsicht daher geboten.

Im Hauptquartier zu Rositten hatte man sich dafür entschieden, den Weg in anfänglich nordöstlicher Richtung über Wackern zu nehmen, um dann südöstlich auf Eylau vorgehend, sich der russischen Armee anzuschließen. Konrad hatte sein abgetriebenes Pferd gegen Karls stattlichen Gutsrappen vertauscht, und das Bewußtsein, wiederum ein kräftiges Pferd unter sich zu haben, erhöhte in ihm das Gefühl der Sicherheit für den bevorstehenden Kampf.

So nähern sich die preußischen Marschkolonnen einem engen Talgrunde zwischen Wackern und Schlauthienen, als plötzlich auf dem vor ihnen liegenden Höhenrande französische Reiter auftauchen. Es sind die ersten Abteilungen des verfolgenden Neyschen Korps, die dem schwachen preußischen Heerhaufen den direkten Weg nach Eylau zu verlegen trachten. Über die enge Waldschlucht, auf deren Rändern sich die beiderseitige Artillerie festgesetzt hat, fliegen die Kugeln herüber und hinüber, während in der Tiefe sich Kavallerie

und Infanterie mit einander schlagen. Glücklich gelingt es den Preußen, sich mit der Hauptmacht aus dem gefährlichen Engpaß herauszuwinden. Und während Hauptmann von Krauseneck mit seinen Füsilieren den nachdrängenden Feind aufhält, zieht das Hauptkorps der Preußen in nördlicher Richtung ab. Ein dichtes Schneegestöber setzt in diesem Augenblick ein und verbirgt dem Feinde diese Bewegung des Gegners. Als sich der Himmel wiederum aufklärt, sind die Preußen hinter einer Waldecke spurlos verschwunden. Ney hält die kämpfend in entgegengesetzter Richtung abziehende Nachhut Krausenecks für die preußische Hauptmacht und verfolgt sie, sich vom Schlachtfelde immer weiter entfernend, bis in den späten Nachmittag hinein. Die preußische Heldenschar aber langt dort, wenn auch auf Umwegen, um 2 Uhr nachmittags an.

Sehr zur Zeit nahte die Hilfe. Wohl waren die Russen anfangs im Vorteil gewesen. Ihre große Batterie auf den Kreegebergen hatte den Franzosen arg mitgespielt. Von den gegenüberliegenden Höhen waren die Feinde auf Napoleons Befehl in die schneeerfüllte Ebene zum Angriff hinabgestiegen. In dem schon erwähnten Schneegestöber hatten sie dann die Richtung verloren, und als das Wetter sich aufklärte, sahen sie sich vor den Mündungen der russischen Batterie. Die Wirkung des Geschützfeuers war furchtbar gewesen. Klatschend hatten die dichten Kartätschengarben in den wirren Menschenknäuel eingeschlagen. In kaum einer Viertelstunde war ein ganzes französisches Korps vernichtet, so daß es für immer aus den Heereslisten verschwand. Den auf die Stadt zurückflutenden Heerestrümmern war die russische Kavallerie nachgesetzt, und Napoleons Standpunkt auf der Kirchhofshöhe erschien für einen Augenblick so gefährdet, daß in seiner Umgebung der Ruf erklungen war: „Rettet den Kaiser!“ Dann aber war den ermatteten Pferden die Kraft vor dem Ziele ausgegangen, und ein französischer Gegenstoß hatte die kraftlosen Scharen im Rücken gefaßt und in die alten Stellungen zurückgetrieben. Gleichzeitig war es dem von Bartenstein heranrückenden Davoust gelungen, die Stellungen der Russen auf den Kreegebergen zu nehmen und die den Stützpunkt der russischen Stellung bildenden Dörfer zu besetzen. Das Bajonett hatte dabei eine furchtbare Arbeit geleistet. Nur noch über Schmoditten stand den geschlagenen Russen

der Weg nach der Heimat offen, weil der zur Sperrung desselben bestimmte Marschall Ney noch nicht zur Stelle war, und das war ein Verdienst L'Estocqs und seiner Braven.

So standen die Dinge auf dem Schlachtfelde, als die Preußen eintrafen. Von den genommenen Dörfern her ergoß sich ihnen ein breiter Strom von Flüchtlingen entgegen. Einer der größten Momente der preußischen Geschichte ist gekommen. Um die in Brand geschossenen Ortschaften erhebt sich ein erneuter, verzweifelter Kampf. Alle preußischen Truppengattungen wetteifern mit einander an Heldenmut. Das Schicksal will es, daß sie dem Muratschen Korps gegenüberstehen, das bei Auerstädt den Tag entschieden hatte, und das erhöht den grimmen Kampfesmut. Die schon auf der Flucht begriffenen Russen schließen sich dem preußischen Heereskern an, der wie ein Keil in die französische Schlachtlinie eindringt und den Feinden die mühsam während des ganzen Tages errungenen Vorteile wieder zu entreißen droht. Der denkwürdige Tag neigt sich seinem Ende entgegen. Aber noch ist das schwere Werk nicht völlig vollbracht. Die Zeit muß genutzt werden. Weiter geht es gegen ein tiefer gelegenes Birkenwäldchen, in dem sich der Feind eingenistet hat, das er mit dem Mute der Verzweiflung zu halten versucht. Mit klingendem Spiele, im Glanz der sinkenden Wintersonne, so rückt der L'Estocqsche Schlachthaufen in trefflichster Ordnung, ohne einen Schuß zu tun, vor, so verrichten die Preußen ihr blutiges Tagewerk, so suchen sie den befleckten Schild der preußischen Waffenehre in neuem Glanze erstrahlen zu lassen.

Wohl wird der Feind aus dem Gehölz hinausgetrieben; aber noch ist die starke französische Artillerie auf den Kreegebergen niederzuringen, und dazu reichen nach zehnstündigem Marsch und Kampf die Kraft und auch der Abendschimmer des kurzen Wintertages nicht mehr aus. Dazu mußte die Rückkehr des irregeführten Neyschen Korps stündlich erwartet werden. Gegen zehn Uhr abends verhallte in der Stille der Nacht der letzte Kanonenschuß. Die kämpfenden Heere lagerten auf den Schneegefilden des heißumstrittenen Walfeldes, das von zahllosen Wachtfeuern und dem roten Schein der brennenden Ortschaften erleuchtet wurde.

III.
Nach der Schlacht.

Langsam und trübe zog der Morgen nach der Schlacht herauf und enthüllte den furchtbaren Jammer des Kampfplatzes, den die Nacht mitleidig mit ihrem Schleier gedeckt hatte. Auch Konrad von Scharn gehörte zu den zahlreichen Opfern, die der blutige Tag gefordert hatte. Beim Anreiten gegen das Birkenwäldchen hatte ihn sein des Kampfes ungewohntes Pferd zu tief in das Schlachtgewühl hineingetragen. Ein furchtbarer Hieb hatte seinen rechten Arm in der Schulter getroffen, während ihm im Umkehren ein zweiter eine klaffende Kopfwunde beibrachte. Dann war das scheu gewordene Tier mit ihm durch die feindlichen Linien gerast, war über ein verlassenes Geschütz gestürzt und mit gebrochenem Schenkel liegen geblieben. Mit Aufbietung der letzten Kraft hatte er sich unter dem Leibe des Pferdes hervorgearbeitet. Dann war ihm die Besinnung geschwunden. Wie aus der Ferne noch hatte er den Klang der preußischen Flügelhörner und das Hurra der stürmenden Kameraden vernommen. Er hatte es nicht mehr bemerkt, wie zwei zerlumpte Gestalten beim Schein einer Laterne seine Taschen durchsuchten und ihm die gefüllte Börse abnahmen, die ihm der Vater noch gestern erst durch Karl hatte überreichen lassen. Von einem dumpfen Druck im Kopfe und stechenden Schmerzen in der Achsel war er nach mehreren Stunden erwacht. Ein brennendes Durstgefühl peinigte ihn. Mechanisch hob sich die unverletzte Linke und betastete den warmen Leib seines neben ihm liegenden Pferdes. Allmählich dämmerten in ihm die Erlebnisse des Schlachttages auf. Dann schlossen sich aufs neue seine Augen, und eine wohltätige Ohnmacht half ihm für die nächsten Stunden über das Entsetzliche seiner Lage hinweg.

Was Napoleon am Abende des 8. Februar nicht erwartet hatte, das war am Morgen des folgenden Tages geschehen. Bennigsen mochte trotz der gegenteiligen Vorstellungen der preußischen Heerführer das Schlachtenglück nicht weiter versuchen. Die Erschöpfung seiner Truppen sowie der Mangel an persönlicher Entschlossenheit hatten ihn veranlaßt, unter dem Schutze der Nacht den Kampfplatz zu räumen. Die Franzosen blieben in seinem Besitz, und damit erwuchs ihnen die schwere Aufgabe, für die Opfer der Schlacht zu sorgen. Und wenn auch viele den Wunden und der

Kälte erlagen, so blieben doch noch übergenug, um die schnell errichteten Lazarette zu füllen. Nur der Nähe des wärmenden Tierleibes hatte es Konrad zu verdanken, daß nicht auch er ein Opfer der Winterkälte geworden war.

Gegen Abend vernahm er menschliche Stimmen in seiner Nähe. Bauern des nahen Dorfes Auklappen waren es, die unter Bewachung einiger französischer Soldaten mit einem Schlitten, auf dem sich schon mehrere Verwundete befanden, bei ihm Halt machten. „Es wird kaum noch mit ihm lohnen," verstand Konrad einen der Franzosen. „Dazu ist er ein Preuße; aber auf einen kommt es schließlich nicht an." Damit legten sie den Schwerverwundeten zu den andern in den Schlitten und fuhren davon.

So kam Konrad von Scharn in das französische Lazarett, das die Feinde in dem Gute Perscheln eingerichtet hatten. Die Möbel des geräumigen Gutshauses, das Konrad von früheren Besuchen her bekannt war, lagen im Garten. Die Fußböden der Stuben bedeckten ausgebreitete Strohschütten, auf die man die Verwundeten in langen Reihen gebettet hatte, wie sie vom Kampfplatze eingebracht worden waren. An dem in der Nähe der großen Fenster aufgestellten Küchentische stand ein Stabsarzt nebst zwei Gehilfen mit zurückgestreiften Ärmeln und aufgeknöpftem Rocke. Er war damit beschäftigt, einem unter unsäglichen Schmerzen sich windenden Opfer das zerschmetterte Bein abzunehmen. Nur mit Mühe konnte der Verwundete von mehreren kräftigen Armen niedergehalten werden. Auf dem Fußboden lag ein Haufen amputierter Gliedmaßen. Der Arzt ereiferte sich alle Augenblicke gegen seine Gehilfen, die ihm nicht schnell genug Säge und Messer, Scharpie und Leinwand zureichten oder nicht sofort mit einem feuchten Schwamme das reichlich fließende Blut aufwischten. Und doch schien die furchtbare Arbeit schon schnell genug zu gehen. In kaum einer Viertelstunde waren ein Arm und ein Bein entfernt. Eben legte man einen neuen Verwundeten auf den Tisch, dem eine Kugel hinter dem Ohr im Kopfe saß, als sich ein dem Arzte befreundeter Offizier in der Türe zeigte und ihn zu einer im Gutskeller aufgefundenen Flasche Wein einlud. Nach einiger Zeit kehrte er zu dem auf dem Tische Liegenden zurück. Die Arbeit begann damit, daß er ihm mit einer Sonde in die Wunde fuhr und in scheinbar schlechter Laune seinen beiden

Gehilfen zurief: „Schnell doch, meine Herren!“ Man achtete nicht auf das Stöhnen des Operierten. Der Oberarzt legte ihm zum Schluß, die herausgeschnittene Kugel auf den Boden werfend, einen Verband an und befahl: „Schafft ihn fort!“ Er wurde vom Tische herabgehoben, und die Soldaten legten ihn zu den übrigen in die lange Reihe. Der nächste folgte. Oft rief ein Verwundeter: „Zu trinken!“ welchem Beispiele die übrigen folgten. Ordonnanzen reichten ihnen aus Bechern und Krügen das Gewünschte. Hier leises Jammern und Winseln, dort dumpfes Stöhnen und unterdrücktes Fluchen. Dazu ein ständiges Gehen und Kommen von Leichtblessierten und Unverwundeten, was darauf schließen ließ, daß es hier mit der Ordnung nicht aufs beste bestellt sei.

Endlich kam auch Konrad an die Reihe. Die Kopfwunde erwies sich als nicht allzuschwer. Der verletzte Arm hingegen hätte eine sorgfältigere Behandlung erfordert, als sie ihm bei der Fülle der Verwundeten zuteil werden konnte, auch wenn die französischen Ärzte bei ihrer Tätigkeit größere Sorgfalt und mehr guten Willen bewiesen haben würden. Man legte ihm einen oberflächlichen Verband an und bettete ihn zu den schon Verbundenen. Neben ihm lag ein französischer Offizier, dem ein russisches Bajonett in den Leib gedrungen war. Die regungslose Lage des Unglücklichen und seine verzerrten Gesichtszüge bekundeten, daß der Tod ihn bereits von seinen Qualen erlöst hatte. Konrads anderer Nebenmann, ein Oberst mit buschigem Knebelbart, lag mit verbundenem Kopfe da. Der leichte Verband war von dem durchsickernden Blute getränkt. Die Augen glühten in fiebrigem Glanze. Das Gesicht erschien gerötet. Der Mund stieß abgebrochene, heisere Laute hervor. „Avancieren! Trab! — Galopp!“ — hörte Konrad heraus. „Gebt den Gäulen doch die Sporen! Warum reitet Ihr nicht darauf los und fallt den Kerlen mit den Säbeln in den Rücken!“ Er mochte wohl zu der Abteilung gehört haben, welche die ermatteten Russen nach dem furchtbaren Blutbade an den Kreegebergen zurücktreiben sollte und die Verfolgung hatte einstellen müssen, da die müden und entkräfteten französischen Kavalleriepferde kaum noch im Schritt, geschweige denn im Galopp sich vorwärts bewegen konnten. In einem Anfall von Raserei hatte er sich die Binde vom Kopfe gerissen. Langsam rann ihm

ein Blutstrom über das verzerrte Gesicht. Dann sank er aus seiner halb aufgerichteten Stellung röchelnd zurück. Niemand kümmerte sich weiter um ihn.

Konrad hatte kaum ein Gefühl für das, was rings um ihn vorging. Die Schmerzen in der Achsel steigerten sich zur Unerträglichkeit. Die geringste Bewegung wurde dem auf dem Rücken Daliegenden zur Qual. Das Wundfieber schüttelte ihn. In seiner Phantasie durchlebte er noch einmal die Stunden des verhängnisvollen Schlachttages. Er war als Pfadweiser an der Spitze geritten, als in der Waldenge von Schlauthienen die französische Umklammerung drohte. Da hatte er einen Offizier des Generalstabes, der in seiner Nähe ritt, auf einen ihm vom Holzfahren her vertrauten Waldweg, ein „Gestell", gewiesen, auf dem die Abteilung dann, nach Norden ausholend, Ney entgangen war. Er sah dann im Fieber noch einmal auf der Höhe von Drangsitten die aufblitzenden Feuergarben der russischen Geschütze und wunderte sich darüber, keinen Knall zu hören. Und dann befand er sich auf seinem durchgehenden Pferde im wildesten Schlachtgetümmel. Ein stechender Schmerz, den die heftige Bewegung hervorrief, mit der er im Traum den Säbel über einen seiner Angreifer schwang, brachte ihn auf kurze Zeit zum Bewußtsein. Bald schlossen sich von neuem seine Augen.

* * *

In Bornehnen hatte man den 8. Februar in Sorge um Konrad zugebracht, ohne daß von ihm die versprochene Nachricht eintraf. Um die Mittagszeit waren die ersten Franzosen angekommen. Die Plünderung hatte begonnen. Der erste Ansturm galt dem Gutshause, das von oben bis unten durchsucht wurde. Jeder nahm, was ihm gut dünkte. Im Gefolge der Soldaten befanden sich polnische Juden und machten sie auf die ihnen kostbar erscheinenden Stücke des Hausrats aufmerksam. Im Keller fiel ein Haufe der Plünderer über die dort lagernden Wein- und Branntweinvorräte her. Zuletzt hub ein Streiten und Prügeln unter den Trunkenen an. Man zerschlug die Fässer, so daß ihr Inhalt auf dem Boden umherfloß. Eine andere Rotte schlug die verschlossenen Schränke ein und untersuchte deren Inhalt. Ein seidenes Kleid von Konrads seliger Mutter wurde vor den Augen des alten Herrn in Stücke gerissen, um zu Halstüchern verwendet zu

werden. Die Leinwand der schweren Eichentruhen verwandelte sich in Fußlappen. „Da hast auch etwas, Bauer!“, hatte einer der plündernden Soldaten zu Herrn von Scharn gesagt und ihm einen Streifen des zerrissenen Stoffes zugeworfen. Ein trunkener Offizier hatte ihn, wohl mehr um ihn zu schrecken, so lange mit der flachen Klinge auf den Rücken geklopft, bis ihm ein Teil des nicht beiseite geschafften Geldes ausgeliefert worden war. In dem geräumigen Eßzimmer saßen Gemeine und Offiziere durcheinander und verzehrten die Vorräte der noch gefüllten Speisekammer, welche einige Soldaten, die ihr Gepäck abgelegt hatten, herbei trugen. „Iß, Bauer, wenn Du Hunger hast!“ hatte ein gutmütig dreinschauender Leutnant dem Gutsherrn zugerufen, der vom Eingange aus dem Treiben zuschaute.

Auf dem Gutshofe zeigte das Plünderungswerk ein anderes Bild. Aus dem Viehstalle war ein Ochse geholt und geschlachtet worden. Das noch warme Fleisch lag in mehreren Waschkesseln, welche die aufschlagenden Flammen umlohten. In andern versuchte man Kartoffeln zu kochen. Doch nichts kam zum Garwerden. Die heißhungrige Schar stürzte sich auf den Inhalt der Kessel, ehe er noch zubereitet war. Das vorhandene Getreide wurde in Säcke geschüttet und auf Schlitten fortgeführt. In den Scheunen durchstachen wiederum andere die Futtervorräte mit ihren Lanzen und Säbeln, in der Annahme, dort könnten Wertsachen verborgen sein. Gegen Abend waren die Feinde in der Richtung auf Landsberg abgezogen, um einer neuen Schar von Plünderern Platz zu machen. Dasselbe Treiben hatte sich wiederholt. Die sich wie wütend gebärdenden Feinde hatten die Gutsinsassen mehrfach mißhandelt, da diese nicht in der Lage waren, die gestellten Forderungen zu erfüllen. In den Insthäusern war es wie im Gutshause zugegangen, und auch in der Waldhütte ging es drunter und drüber. Einen prächtigen Hahn, den Stolz ihres Hühnerhofes, hatte Frau Kempf unter einem umgestülpten Kessel auf dem finstern Dachboden noch rechtzeitig zu retten gewußt. „Hast Du Huhn, Frau?“ war sie von einem der eindringenden Franzosen gefragt worden. Ein Kopfschütteln war die Antwort gewesen. Aber in demselben Augenblicke hatte der Gesuchte seine helle Stimme erschallen lassen. „Ei, Frau, hast ja doch Huhn!“, hatte der Soldat lächelnd gemeint und war dem

Klange nachgefolgt, bis sich das versteckte Tier in seinen Händen befand.

So war es auch am nächsten Tage gegangen. Das Vieh war bis auf einige alte und magere Kühe fortgetrieben worden und hatte den ausgehungerten Franzosen der großen Biwaks in der Umgebung des Schlachtfeldes die Kochkessel gefüllt. Das noch vorhandene Getreide wurde ausgedroschen und auf Schlitten fortgefahren, die zumeist auf Nimmerwiedersehen verschwanden. Zuletzt wurden die Betten ausgeschüttet und die Bezüge mitgenommen, um zu Fußlappen und Verbandstoff verwendet zu werden. Schließlich durchsuchte ein Soldat der Garde mit mehreren seiner Kameraden das schon so oft geplünderte Gutshaus, und da er nichts mehr fand, forderte er Herrn von Scharn auf, ihm einen Ort zu zeigen, wo noch etwas Genießbares vorhanden sei. Der ging mit ihm hinaus ins Freie und zeigte ihm das erste beste Gehöft. Dabei fiel ihm ein Handschuh zur Erde, den der Gardist, scheinbar aus Höflichkeit, aufnahm. Bald aber zog er seinen Säbel und forderte nicht allein den anderen Handschuh, sondern auch die Stiefel des Gutsherrn, die ihm denn auch ausgeliefert werden mußten.

Und dann kam um die Abendzeit noch ein Haufe. Vom Keller bis zum Dache wurde der alte Herrensitz wiederum durchstöbert. In einer Giebelkammer lagen einige Flachsbündel, die noch keinen Liebhaber gefunden hatten; ihnen mußte wohl einer der Soldaten mit Licht zu nahe gekommen sein. Denn kaum hatten sie das Gebäude verlassen, als sich ein brandiger Geruch im unteren Stockwerk bemerkbar machte, der die geängstigten Insassen ahnen ließ, was geschehen war. Und als dann die Wintersonne des nächsten Tages aufging, da fielen ihre Strahlen auf ein bis zu den Ringmauern ausgebranntes Gebäude, das seinen einstigen Bewohnern keine Unterkunft mehr zu bieten vermochte. Da versammelte denn der alte Gutsherr seine Leute auf dem Speicher, um ihnen mitzuteilen, was zwischen ihm und Karl während der furchtbaren Brandnacht in der Waldhütte verabredet worden war. Er stellte ihnen den jungen Waldwart als Verwalter des Gutes vor. Er selbst wolle sich bis auf bessere Zeiten zu seiner in Königsberg als Witwe lebenden Schwester, Frau von Walden, begeben und von dort aus Nachforschungen über den

Verbleib seines Konrad anstellen. Mit bewegter Stimme verabschiedete er sich von seinen Getreuen. Dann fuhr er auf einem noch vorhandenen wackeligen Schlitten ab.

* * *

Karl hatte mit seinem neuen Amte vorläufig keine allzuschweren Pflichten übernommen. Es gab auf dem ausgeplünderten Gute wenig mehr zu verwalten. Vollends der Winter war nicht dazu geeignet, sich in der Landwirtschaft nützlich zu machen. Um so eifriger wollte er die Suche nach seinem Jugendfreunde betreiben, von dem das versprochene Lebenszeichen noch immer nicht eingetroffen war. Schon am nächsten Tag machte er sich auf den Weg nach Preußisch-Eylau, in der Hoffnung, dort vielleicht einen Anhalt über Konrads Verbleib zu finden.

Die ländliche Stille, in der die kleine Stadt dazuliegen pflegte, hatte einem unbeschreiblichen Zustande Platz gemacht. Auf den Straßen lagen noch immer Tote und Verwundete neben fortgeworfenen Waffen und Ausrüstungsstücken, besonders dort, wo die Gassen von Landsberg her eine Anhöhe hinauf im spitzen Winkel zum Markte zusammenliefen. Noch zeigten die Kreideinschriften an den Türen und Fensterläden einzelner kleiner Häuschen die Quartiere berühmter französischer Generale an. Die arg zerschossene Kirche war, wie die Mehrzahl der Häuser, in ein Lazarett umgewandelt. Französische Ärzte amputierten dort die zerschossenen Gliedmaßen und warfen sie auf die Straße. Leichen wurden hie und da vor die Türen geschleppt und türmten sich zu Haufen auf, so daß Karl sich nur mit Vorsicht einen Weg hindurch bahnen konnte. Immer noch hausten die verstörten Einwohner in Kellern und auf Dachböden. Hungrige Soldaten schlichen, Nahrung suchend, gleich leibhaftigen Gespenstern durch die Straßen. Getötete Pferde wurden an Feuern gebraten, zu deren Unterhaltung ausgehobene Türen und Fensterläden, sowie die abgerissenen Bretter der Giebelverschalungen und der brennbare Hausrat Verwendung fanden. Karl sah ein, daß in diesem Durcheinander nur ein glücklicher Zufall sein Unternehmen mit Erfolg krönen könnte.

So stand er ratlos da und wußte nicht, was er beginnen sollte, als sich eine Hand auf seine Schulter legte und eine Stimme seinen Namen rief.

„Ihr seid doch der Waldwart von Bornehnen!“ vernahm er und gewahrte im Umsehen den ihm bekannten Gutsherrn von Perscheln.

„Na, bei allem Unglück doch noch ein Glück,“ meinte Herr von Falkenhayn. „Wißt Ihr auch, daß Euer Leutnant bei uns im Lazarett liegt? Es ist mir in dem Tumult dieser Tage nicht möglich gewesen, Herrn von Scharn zu benachrichtigen. Die Pferde haben mir die Franzosen bis auf zwei elende Tiere fortgetrieben, und zum Schicken war auch niemand mehr da. Es sieht leider schlimm genug mit dem Kranken aus. Am besten wäre es, Ihr holtet ein Fuhrwerk und nähmet ihn mit nach Hause.“

Karl hatte darauf über die Ereignisse berichtet, die sich im Verlauf des Kampfes auf der anderen Seite des Schlachtfeldes zugetragen hatten, wie das Gut mehrfach geplündert und das herrschaftliche Wohnhaus durch Brand zerstört worden sei, und wie sich der alte Herr von Scharn, fast an den Bettelstab gebracht, nach Königsberg begeben hätte.

„Dann wird's wohl am geratensten sein, Ihr bringt ihn auch dorthin,“ erwiderte Herr von Falkenhayn und wandte sich, gefolgt von Karl, seinem Fuhrwerke zu.

Das war freilich eine böse Nachricht, die Karl zu hören bekam. Aber sie hob ihn doch wenigstens über die quälende Ungewißheit hinweg. Immerhin lebte der Gesuchte noch, und es war die Möglichkeit vorhanden, ihn zu retten. Unterwegs erfuhr er, wie Konrad nach Perscheln gekommen war, wie ihn Herr von Falkenhayn unter den Verwundeten in seinem Hause zufällig aufgefunden und für ihn gesorgt hatte. Als tot hatte man ihn neben mehrere wirklich schon Verstorbene auf den Hausflur geworfen. Da war dem zufällig vorüberkommenden Gutsherrn die preußische Uniform unter all den Franzosen aufgefallen. Er hatte dem anscheinend toten Landsmann ins Gesicht gesehen und zu seinem Erstaunen in dem Daliegenden den jungen Scharn erkannt. Die schwachen Lebenszeichen, die er noch von sich gab, hatten Herrn von Falkenhayn veranlaßt, sich des Verwundeten anzunehmen, so weit es in seinen Kräften stand. Viel war es freilich nicht gewesen. Aber in einem abgelegenen Insthause war wenigstens ein notdürftiges Lager für ihn hergerichtet worden.

Konrads Zustand hatte sich immer mehr verschlimmert. Die

Wunde in der Schulter begann zu eitern, und es mußte bald etwas Gründliches geschehen, wenn die Hilfe nicht zu spät kommen sollte.

So willigte Konrad darein, sich zu Frau von Walden nach Königsberg schaffen zu lassen. Ein gebrechlicher Schlitten, den die Franzosen verschmäht hatten, wurde notdürftig hergerichtet. Vom benachbarten Schlachtfelde hatte Karl zwei herrenlos umherirrende Pferde eingefangen, und schon nach wenigen Stunden befand er sich mit seinem todkranken Herrn auf der Reise.

* * *

Der alte Herr von Scharn war bei der Ankunft in Königsberg von seiner verwitweten Schwester mit offenen Armen empfangen worden. Die Gleichheit des Schicksals und der Gesinnung verband die beiden mit einander. Regelmäßig, wenn um die Pfingstzeit die Nachtigall sang und der Flieder blühte, hatte der Bornehner Reisewagen die Waldensche Familie auf einige Wochen hinausgeholt. Dann hatte Konrad mit seiner um einige Jahre jüngeren Base sich in den Räumen des alten Gutshauses nach Herzenslust ausgetobt, wenn es etwa das Wetter nicht zuließ, die waldige Umgebung zu durchstreifen. Nur die bessere Erziehungsmöglichkeit, die Königsberg ihrer Tochter bot, hatte Frau von Walden davon abgehalten, dem immer erneuten Wunsche ihres Bruders nachzugeben und die ständige Führung des Bornehner Haushalts zu übernehmen. So war sie in dem geräumigen Witwensitz ihrer Familie auf der „Neuen Sorge“ geblieben, der dem Bruder und Neffen bei ihrem öfteren Aufenthalt in der Provinzialhauptstadt immer willkommene Unterkunft bot.

Bereits in der Nacht, die auf die Ankunft des Bruders folgte, wurde der Türklopfer am Waldenschen Hause heftig in Bewegung gesetzt. Das öffnende Dienstmädchen führte Karl auf seinen Wunsch zu Herrn von Scharn, dem er in kurzen Worten den Zweck seines Erscheinens bekannt gab.

Es war für den Kranken eine furchtbare Fahrt gewesen. Wohl hatte Frau von Falkenhayn noch ein paar Kissen aufzutreiben gewußt, um ihn so weich wie möglich auf den untergelegten Strohschütten zu betten. Aber bei dem holperigen, gefrorenen Wege und der Kraftlosigkeit der Pferde hatten sich die stoßenden Bewegungen des Schlittens nicht vermeiden lassen, um so weniger,

als das Auftauchen von Marodeurhaufen der rückwärtsflutenden russischen Armee Umwege über Schneewehen und durch Gräben ratsam erscheinen ließ. So war Karl mit seinem Pflegebefohlenen in Königsberg angekommen. Der am Morgen hinzugezogene Arzt hatte die Schulterwunde im Zustande schlimmster Vernachlässigung gefunden. Ihre gründliche Reinigung verursachte dem Kranken unsägliche Schmerzen. Täglich mußte der Verband mehrmals erneuert werden. Unter Wachen und ohnmachtähnlichem Hindämmern schlichen ihm die ersten Tage langsam dahin. Sorgenvoll umstanden die Hausgenossen das Lager des Verwundeten, der zwischen Sein und Nichtsein schwebte. Allmählich aber trug dann doch die jugendkräftige Natur den Sieg über den Tod davon. Die Krisis war überwunden. Das Fieber begann zu schwinden, und das Interesse an den Dingen seiner Umgebung erwachte in Konrad aufs neue. Die Genesung schritt unter der sorgsamen Pflege der Frauen und der Geschicklichkeit des gewissenhaften Arztes schneller vorwärts, als es die Schwere der Verwundung anfangs hatte vermuten lassen.

So war der Frühling herangekommen, und mit den Lenzesstürmen, die ihn da draußen einleiteten, war auch in Konrads Brust ein Frühling eingezogen, so schön und hoffnungsreich, wie ihn die Menschenseele nur einmal erlebt. Es entging dem Kranken nicht, mit welcher aufopfernden Hingebung Hedwig sich seiner annahm. Sie hatte sich nie genug tun können in den tausenderlei Dingen, die eine aufmerksame Krankenpflege erfordert. Stundenlang hatte sie in der kritischen Zeit an seinem Bette zugebracht, jede Bewegung des Schlummernden ängstlich überwachend. Und wenn sie ihn anschaute, wie er auf seinem Schmerzenslager dalag, blaß und bleich wie das Linnen seiner Kissen, mit den eingefallenen Wangen und den abgezehrten Händen, dann hatte sie ein tiefes Mitleid zu ihm erfaßt. Wie gerne hätte sie ihm einen Teil seiner Schmerzen abgenommen! Was hätte sie darum gegeben, ihn wiederum in gewohnter Kraft und Jugendfrische zu sehen! Und wenn dann der Kranke die Augen öffnete und ein matter, dankbarer Blick sie traf, dann fühlte sie sich überreichlich entschädigt für alle Sorge und Mühe.

Konrads Verhältnis zu Hedwig hatte so leise eine Änderung erfahren. Sie, die wilde Gespielin seiner Jugend., war ihm in

diesen Tagen mehr geworden. Ein Gefühl heißer Dankbarkeit bemächtigte sich seiner. Und wenn er im altmodischen Lehnstuhle am Fenster saß und auf das jugendfrische, herzige Mädchen an seiner Seite blickte, dann erwachte in ihm von neuem die Lust zum Leben. Dann gedachten sie der frohen Kindertage von Vornehnen und sprachen von glücklichen, zukünftigen Zeiten, die der baldige Friede und der nächste Sommer bringen würde.

* * *

Karl war längst wieder daheim. Es gab dort für ihn jetzt genug zu tun. Notdürftig war das Sommerfeld bestellt worden; auch der Bau des vom Brande zerstörten Herrenhauses mußte ein Gegenstand seiner besonderen Sorge sein. In den ersten Apriltagen, als die Frühlingssonne den Boden wiederum erweicht hatte, da war vom Amte die Aufforderung an das Gut ergangen, Arbeitskräfte zu stellen, um die Tausende unbeerdigt gebliebener Tier- und Menschenleiber des Schlachtfeldes, die während des Winters die Wölfe übrig gelassen hatten, bestatten zu helfen. Langsam war der Sommer herangekommen. Abermals hatte sich der Kriegslärm vernehmen lassen. Napoleon war in erneutem Anrücken begriffen, um den Russen die Entscheidung anzubieten, die er bei Preußisch-Eylau im Februar nicht hatte herbeiführen können. Das Ereignis der Friedländer Schlacht warf seine trüben Schatten voraus. Zuerst war eine Abteilung Kosaken auf eiligem Durchmarsch erschienen und hatte den von den Franzosen verschmähten Sauerkohl mit tierischer Gier roh und ohne Zutaten verzehrt, wie man ihn in die aufgestellten Tränktröge am Brunnen schüttete. Schnell, wie sie gekommen, waren sie auch abgezogen. Auf die Nachricht von dem Anrücken der Franzosen hatte Karl das vorhandene wenige Vieh in den Wald treiben lassen. Und dann ging das Vergraben von neuem an. Die schlimmen Erfahrungen, die man mit den Franzosen gemacht hatte, führten die Gutsbevölkerung zu dem Entschluß, lieber mit der noch vorhandenen beweglichen Habe den schützenden Wald aufzusuchen, als sich neuen Drangsalierungen auszusetzen. So zog man denn in den Pilzener Heidenwall, um dort den Abzug der Feinde abzuwarten. Zusammengefahrene Wagen, schnell hergerichtete Lagerstätten und Feuerstellen gaben der alten Befestigung im Waldesdunkel ein ungewohntes Aussehen. Es schien, als ob

die Zeiten wiedergekehrt wären, in denen hier oben die Steinaxt in heißem Kampfe dem Kreuzschwert unterlag. Ausgesandte Späher wußten von schallenden Signalen zu berichten. Sie rührten von französischen Hornisten her, die auf den Waldwegen postiert waren, um den Soldaten, welche die Wälder nach Vieh absuchten, die Orientierung zu erleichtern. Mehrere Tage und Nächte brachte man so unter freiem Himmel zu. Inzwischen hatten die Feinde auch dem Dexener Pfarrhause einen ungebetenen Besuch abgestattet. Der Geistliche hatte, wie einst der Vornehner Gutsherr, seine Stiefel, und seine Frau selbst die schmutzige Wäsche und das nasse Linnen hergeben müssen. Schließlich hatte sich ein Arzt nebst einigen Kürassieren daselbst ins Quartier gelegt. Schon das anfängliche Benehmen des unwillkommenen Gastes war recht besorgniserregend gewesen.

„Is das Logis für ein Docteur? Is das proppre? Nick ausgefegg!“ hatte er dem Pfarrer mit herausfordernder Miene und aufgeblasenen Backen zugerufen und dabei mit der Hand auf den Fußboden gewiesen, der noch die Spuren der voraufgegangenen Plünderung zeigte. Auf die höfliche Erwiderung des Geistlichen, das Dienstmädchen würde das Zimmer bald instand setzen, hatte der Franzose in anmaßendem Tone gemeint: „Warum nick Frau kann fegen?“

Am Abende hatten ihm dann die Lichte nicht gefallen. Gebieterisch ließ er den Hausherrn vor sich fordern und hielt ihm ein Licht mit den Worten unter die Nase: „Is das Licht vor ein Docteur? Kauf Licht, dicke, in Stadt!“ Und als man ihm erklärte, es mangele an Geld dazu, auch seien keine andern Lichte in Eylau zu haben, hatte er gezetert: „Du hast so groß Sack in Scheun vergraben“, und dabei mit beiden Händen in der Luft einen Kreis beschrieben, den Millionen nicht ausgefüllt haben würden.

Lächelnd war er sodann vom Stuhle aufgestanden und an seine Branntweinflasche gegangen, um sich durch einen kräftigen Schluck zu stärken. Dann hatte er das Glas von neuem gefüllt und es dem Pfarrer mit den Worten kredenzt: „Da trink aus, Pasteur!“

In der Küche war die stämmige Magd zornerfüllt einem plündernden Soldaten mit geballten Fäusten in den Rücken ge-

fahren, und nur die herbeieilende Hausfrau hatte es unter allen möglichen Entschuldigungen vermocht, den wütenden Franzosen vom Gebrauche seines Bajonetts abzuhalten. Erleichtert atmete man im Pfarrhause auf, als die schlimmen Gäste eines Morgens abzogen. Für diesmal sollte sich das Kriegswetter nicht, wie es der Kaiser der Franzosen wollte, abermals hier, sondern an den Ufern der Alle entladen, wo am 14. Juni bei Friedland das schlecht geführte Russenheer von dem vernichtenden Geschicke ereilt wurde, vor dem es die Tapferkeit des L'Estocqschen Korps bei Eylau vorerst noch bewahrt hatte.

IV.

Unter der Fremdherrschaft.

Der Friede war geschlossen. Aber er war nicht gekommen wie ein herniederschwebender Engel, um mit dem Palmzweige das Unglück zu verscheuchen. Er hatte keinen Strich unter die Summe des Kriegselendes gezogen und die schwergeprüfte Bevölkerung ein neues Lebenskonto beginnen lassen. Er schuf vielmehr die Grundlagen einer ferneren sorgenvollen Zukunft. Speicher und Ställe standen leer. Aus den Mehlkasten und Trögen waren die angetrockneten Krusten und Reste längst in den Magen der hungrigen Gutseinwohner gewandert. Der Herbst ließ von den wenigen verschont gebliebenen Ackerflächen eine nur spärliche Ernte erhoffen. Freilich hatte Karl einmal vom Amte einige wenige Scheffel Getreide abgeholt, aber die waren längst verzehrt. Ein Schreiben der Regierung hatte dann genießbare, wildwachsende Kräuter namhaft gemacht, die an Stelle der gewohnten Nahrungsmittel den Hunger stillen sollten; man durfte sich daher nicht wundern, wenn die Glocken vom Dexener Kirchturm häufiger denn sonst erklangen und die Gräberreihen auf dem Friedhofe ungewöhnlich schnell an Ausdehnung gewannen.

So ging der Sommer des Unglücksjahres 1807 zur Neige. Der sehnsüchtig erwartete Herbst kam und linderte mit seinen dürftigen Gaben die äußerste Not. Leise zog die Hoffnung aufs neue in die Menschenherzen ein, und auch im notdürftig hergestellten Bornehner Gutshause ließ man es sich angelegen sein,

die durch die Franzosen gestörte Ordnung der Dinge wiederherzustellen. Wohl war die Wunde in Konrads Achsel vernarbt. Aber die durchgeschlagene Sehne hatte weder die Kunst des Arztes noch Hedwigs sorgfältige Pflege wieder zusammenzuheilen vermocht. Der Arm war steif geblieben. Auch der alte Gutsherr konnte sich von den durchlebten Aufregungen des Krieges nicht wieder gänzlich erholen. Er begann zu kränkeln, und als der Winter sein weißes Leichentuch über Tal und Hügel breitete, da trug man ihn in die Familiengruft hinaus, über welcher der Wind in den Zweigen der entblätterten Eichen sein ewiges Schlummerlied sang.

Es war ein erneuter, schwerer Schlag, der Konrad getroffen hatte. Mehr denn je suchte er die stille Waldhütte auf, um im Kreise treuer Menschen über die Verlassenheit der ersten Wochen hinwegzukommen. Seit den Königsberger Krankheitstagen hatte der Waldensche Witwensitz auf der „Neuen Sorge“ eine ungewöhnliche Anziehungskraft für ihn. Oft begab er sich dorthin und verlebte im Kreise der verwandten Familie nach den Kümmernissen der letzten Zeit manche glückliche Stunde. Das Verhalten seiner Base hatte ihn erraten lassen, daß auch ihre Gedanken öfter denn früher in Bornehnen weilten. Der Tod des Vaters trug noch mehr dazu bei, der Erwägung näher zu treten, einen Hausstand zu gründen, und wer die Erwählte seines Herzens sein sollte, darüber war er sich lange klar geworden. Unterm schönsten Christbaume, den der Bornehner Wald zu geben vermochte, schlossen Konrad von Scharn und Hedwig von Walden den Bund fürs Leben, zu dem die Mutter ihren Segen sprach. Als dann im nächsten Frühjahr der Kuckuck seinen Namen über Berg und Tal rief, so frisch und fröhlich, als kümmre er sich wenig um die Händel der Menschenkinder, als der Jasmin blühte und die alten Kastanienbäume des Gutsparks ihre weißen Kerzen aufsteckten, da war Hedwig als Frau von Scharn in Bornehnen eingezogen. In festlicher Aufstellung hatten die Gutsinsassen das Paar an der Ortsgrenze empfangen und nach dem neuen Heim der jungen Herrin geführt. Darauf war ein fröhlicher Tag auch für sie gefolgt. Unter dem grünen Blätterdache der alten Baumriesen des herrschaftlichen Parkes waren sie zu Ehren der Einziehenden bewirtet worden, so gut es die schweren Zeiten ge-

statteten, und die junge Frau hatte für jeden ein freundliches Wort gehabt. War sie doch auch hier keine Fremde mehr. Fast alle Leute kannte sie mit Namen, und es machte ihr eine besondere Freude, als ein alter Gutsveteran treuherzig an sie die Frage richtete, ob sie sich der Jahre noch erinnere, wo er, ihren kindlichen Bitten nachgebend, sie auf eins seiner von der Arbeit heimkehrenden Gespannpferde gesetzt hatte. Und wenn auch nur ein Teil aller Wünsche in Erfüllung ging, die diese treuherzigen Seelen für die Zukunft des jungen Paares hegten, dann sollte es sich über die Ungunst des Schicksals nicht beklagen dürfen.

Gegenwärtig waren freilich die ernsten Zeitläufe einem Leben in behaglicher Stille nicht hold. Die dies Jahr etwas reichlicher ausgefallene Ernte brachte bei der furchtbaren Geldnot nur geringe Einnahmen. Mancher Nachbar hatte von der altererbten Scholle weichen müssen. Der Gedanke an seine wirtschaftliche Lage, die nur durch das Heiratsgut seiner Frau noch haltbar geworden war, lastete oft so drückend auf Konrad, daß selbst seine junge Gattin die Sorgengeister nicht immer zu bannen vermochte.

An einem Sonntagnachmittag war das junge Paar durch die Felder gewandert. In seiner Begleitung hatte sich Karl befunden, mit dem der Gutsherr einige landwirtschaftliche Dinge an Ort und Stelle besprechen wollte. Gleich den Wogen eines Sees hatte der Wind die hochgewachsenen Halme des Getreides mit den schwergeneigten Ähren bewegt.

„Was wird uns davon übrigbleiben," hatte Konrad ernst gemeint. „Die Gläubiger warten schon auf die Zinsen, und der Amtsbote harrt der Kriegssteuer, und so werden die Franzosen wohl noch recht lange ihren Löffel in unsere Schüssel tauchen. Vorläufig sehe ich nicht, wer sie daran hindern sollte."

„Ei doch," hatte Frau Hedwig entgegnet, „wer wird denn den Kopf so hängen lassen! Noch immer ist auf Regen Sonnenschein gefolgt. ‚Gestrenge Herren regieren nicht lange', sagt das Volkswort, und Volkswort pflegt Wahrwort zu sein. Unser Herrgott lebt doch auch noch, und wenn es sein Wille nicht ist, und er kann es nicht sein, daß das Unrecht triumphiert, dann werden wir an ihm einen Verbündeten finden."

„Das ist auch meine Ansicht'" warf Karl ein. „Ich kann es mir auch nicht denken, daß die Vorsehung das, was sie in liebe-

vollem Aufbau durch die Jahrhunderte entstehen ließ, der Willkür und Laune eines einzelnen opfern sollte! Warten wir daher das Ende ab. Zum Verzweifeln haben wir noch immer Zeit genug."

„Ich will's freilich zugeben," hatte Konrad sich erneut vernehmen lassen, „daß gewisse Anzeichen für eine bessere Zukunft auch mir nicht entgangen sind. Wenn man die Reden hört, mit denen die Instleute und Bauern ihre Arbeit begleiten, oder vernimmt, worüber sie sich nach Feierabend im Kruge unterhalten, den wütenden Franzosenhaß und das brennende Verlangen, den Feinden an die Kehle zu fahren, dann könnte man freilich geneigt sein, in Euer zuversichtliches Hoffen einzustimmen. Gegenwärtig macht bei jung und alt ein Lied die Runde, das so recht ihrer Stimmung entspricht:

„Schlagt sie tot, das Weltgericht
fragt Euch nach den Gründen nicht" —

ist der Schluß eines Verses, der mir noch im Gedächtnis blieb. Gewiß, die Stimmung im Volke ist nichts weniger als franzosenfreundlich und hat sich noch lange nicht mit den gegenwärtigen Dingen abgefunden. Aber wer soll diese Kräfte organisieren und im Kampfe ihre Führung übernehmen! Die Regierung wagt es nicht, kann es auch nicht gut. Sie würde alles auf eine Karte setzen, und die Aussichtslosigkeit des Wagnisses ist bei der Übermacht der Franzosen nur zu sicher. Und das ist's eben, was mich trotz allem trübe in die Zukunft schauen läßt."

„Aber muß denn alles vor uns klar liegen, wie der heutige Sommertag?" hatte Hedwig gerufen. „Gleicht denn das Leben einem Rechenexempel, einem Produkt, das sich aus zwei bekannten Faktoren vorher bestimmen läßt, oder muß man nicht auch mit dem Ereignis der nächsten Stunde rechnen? Man muß dem Augenblick schließlich auch noch etwas vertrauen, man muß glauben! Hat nicht die Sonne der Freiheit schon manchem unterjochten Volke ungeahnt schnell nach dunkeln Nächten geleuchtet?

„Ja, sie wird auch uns leuchten, der Augenblick muß einmal kommen," hatte Karl begeistert eingestimmt, „wo wir mit Gottes Hilfe und festem Mute wagen dürfen, das Joch abzuschütteln, und dann, gnädiger Herr, wollen wir die Rollen von Anno Sieben tauschen. Vielleicht habe ich mit den Franzosen mehr Glück," hatte er lächelnd hinzugefügt.

* * *

So gingen die letzten Jahre der Knechtschaft dahin. Es verrann die Zeit, und unter ihrem Einfluß begannen die Wunden langsam zu vernarben, die das Unglück dem Vaterlande geschlagen hatte. Es kamen die Tage der großen Staatsreformen, die Bürger und Bauern alles unwürdigen Zwanges ledig sprachen und die Grundlagen des neuen Staatswesens schufen. Mehr als es Konrad lieb sein mochte, hatte er in dieser Zeit auf dem Amte zu tun. Es waren namentlich die Bestimmungen über den neuorganisierten Waffendienst, die ihn sehr in Anspruch nahmen. Als ehemaliger Offizier war er beauftragt worden, die Namenliste der Krümper seines Bezirkes aufzustellen, jener Rekruten, die nach halbjähriger notdürftiger Ausbildung wieder zur Heimat entlassen wurden, um dann im Kriegsfalle verwendet zu werden. Und daß sie ihren Mann stehen würden, wenn der König rief, das ließen die zornigen Drohworte erraten, die im Hinblick auf die Vergangenheit den haßerfüllten Herzen entsprangen. Als ob es den Franzosen gälte, so hatten die Männer in der Erntezeit die Sense und im Herbste den Flegel geschwungen. Noch waren die Schreckenstage von 1807 nicht vergessen; die drückende Kriegskontribution, welche die Regierung hatte ausschreiben müssen, und die auch die Armen nicht verschonte, hatte dem Gefühl der Rache und Wiedervergeltung neue Nahrung zugeführt. Unter lauten Verwünschungen und Flüchen waren die letzten Groschen zusammengesucht worden, und als einmal alles noch nicht ausreichte, da hatte der Gutsherr das Fehlende aus dem Erlös des an einen Königsberger Holzhändler verkauften Waldbestandes bis auf bessere Zeiten vorgeschossen.

Es begann das bedeutungsvolle Jahr 1812. Im Westen hatte die Riesenfaust des korsischen Titanen die furchtbaren Wetterwolken zusammengeballt, die dazu bestimmt sein sollten, sich über der letzten, noch selbständig gebliebenen Großmacht des europäischen Festlandes zu entladen. Wohl eine halbe Million Streiter, Angehörige fast aller Völker Europas, zog im Frühjahr mit Trommelgerassel und Trompetenklang der aufgehenden Sonne entgegen. Einem aufgescheuchten Heuschreckenschwarme gleich, so ergossen sich an die 350 000 Mann auf dem Durchzuge über das von Russen und Franzosen in den Vorjahren gleichmäßig ausgesogene Ostpreußen, das zudem im Jahre zuvor von einer totalen Mißernte heimgesucht worden war. Anfang Juli ließen sich die ersten

Franzosen, Angehörige des Davoustschen Korps, in der Umgegend von Bornehnen sehen. Eine Durchsuchung der Scheunen nach Futter war nutzlos. Da deckten sie kurzer Hand ein paar Gutsscheunen ab und warfen das Dachstroh als Häcksel den Pferden vor. Die Einquartierungen begannen. Im Gutshause war für Konrad und seine Familie eine Giebelstube im Obergeschoß übrig geblieben. In den anderen Räumen machten sich's die Offiziere mit ihrer Bedienung bequem. In den Inst- und Bauernhäusern war es nicht anders. Die Soldaten lagen in den Betten, die Eigentümer auf Strohlagern in Ställen und Scheunen. Im Waldhause schalteten vier übermütige französische Korporale nach Willkür und hatten die Bewohner gezwungen, auf dem Boden ihr Quartier aufzuschlagen. Nur die größte Wachsamkeit konnte bei dem über alle Maßen leichtsinnigen Umgehen der Feinde mit dem Feuer Brandschäden gleich denen von Anno 1807 verhindern.

Bereits zur Ackerzeit hatte sich die Regierung veranlaßt gesehen, die ländliche Bevölkerung mit Saatgut zu versehen. Man hatte es zur Nachtzeit dem Schoße der Erde in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft anvertraut. Da die Speicher wieder einmal leer waren, so mußte das nötige Brotgetreide aus dem in Eylau für die Franzosen angelegten Magazin herbeigeschafft werden. Die Vermahlung geschah in den umliegenden Mühlen. So waren die Gutsgespanne täglich unterwegs, und als sie eines Tages für den Transport nicht ausreichten, da wurden kurzer Hand die Postpferde auf der Landstraße ausgespannt und vor die Fouragewagen gelegt. Auch die Zugtiere bekamen die Schwere der Zeit zu fühlen. Mit zornigen Blicken mußte die Gutsbevölkerung die blutig gerissenen Mäuler ihrer Lieblinge und die Fußtritte sehen, welche die jähzornigen und leicht aufbrausenden Feinde ihnen bei jeder Gelegenheit versetzten. Eines Tages war Karl davon Zeuge, wie ein schwerbeladener Mehlwagen in dem ausgefahrenen Landwege stecken blieb. Ein kleiner Bauernjunge peitschte die müden Pferde aus allen Kräften an. Hinter ihm saß ein französischer Husar, der mit geschwungenem Säbel, ärgerlich über die unwillkommene Stockung, auf den Rücken des weinenden Knaben einschlug. Der Anblick empörte Karl aufs tiefste. Ohne sich zu besinnen, sprang er auf den Wagen, entwand dem Unmenschen die Klinge und zerbrach sie zwischen den Speichen eines

Rades. Nur mit genauer Not entging er den ihn verfolgenden Franzosen.

Immer neue Schwärme kamen, und die Bedrückungen wollten kein Ende nehmen. Die wochenlange Dürre des Sommers hatte die wasserarmen Flußläufe der Gegend ausgetrocknet. Die kleinen Mühlen der Umgebung waren schon lange mit französischen Gendarmen besetzt, die kein anderes als französisches Mahlgut zuließen und die Müller mit Schlägen traktierten, wenn das Gewünschte nicht zur rechten Zeit geschafft werden konnte. Schließlich standen die Mühlen ganz still, und das Mehl mußte aus Königsberg herbeigeschafft werden, wodurch neue Gespanne nötig wurden, was zu neuen Zusammenstößen mit den Franzosen führte.

Und dann die Schwierigkeiten der Verpflegung! Das grobe ostpreußische Roggenbrot wollten die Feinde nicht genießen, da sie an Weizengebäck gewöhnt waren. Alle wollten sie gut leben, vom Gemeinen bis zum Marschall hinauf. Eines Abends setzte Frau Kempf ihren Einquartierten ein Gericht Kartoffelbrei vor. Einige Kostproben erfolgten und fielen nicht zur Zufriedenheit aus. Darauf kneteten sie die teigige Masse schwatzend mit den Händen durch, formten eine Figur daraus, die einen Preußen darstellen sollte, und steckten ihr unter Gelächter eins der gebratenen Speckstücke in den Mund. Nach Eiern sakramentierten sie dann herum und verlangten Wein, der nur mit schweren Kosten zu beschaffen war, und den sie unter possierlichen Grimassen und das Unbehagen ausdrückendem Kopfschütteln genossen.

Immer neue Durchmärsche erfolgten und riefen neue Bedrückungen hervor. Im Gefolge der Soldaten befanden sich öfter große Ochsenherden, das Schlachtvieh der „Großen Armee". Bis aus der Lombardei und Illyrien waren sie heraufgetrieben. Der weite Weg hatte sie sehr entkräftet, und die Spuren zahlreicher Bajonettstiche an den Beinen legten Zeugnis von den ausgestandenen Qualen der Tiere ab. In Ermangelung anderer Weide trieb man sie auf die Saaten. Was nicht weiter konnte, wurde geschlachtet oder gegen das noch vorhandene Gutsvieh umgetauscht.

Mitte Juni war Konrad nach Königsberg gefahren, um über einige verschwundene Gespanne Erkundigungen einzuziehen. Da hatte er Gelegenheit gehabt, den Kaiser der Franzosen aus nächster

Nähe zu sehen. Hinter sich seinen Leibmamelucken Rustan, so hatte Napoleon an einem Fenster der alten Ordensburg gestanden und den Vorbeimarsch seiner Truppen beobachtet. Still und lautlos waren sie an ihm vorübergezogen, ohne zu ihm hinaufzublicken. Sie mochten es ohne Befehl nicht tun, und nur selten erklang das sonst so oft gehörte: „Es lebe der Kaiser!" Sie wußten es alle, dieser Feldzug diente nur zur Befriedigung seines unersättlichen Ehrgeizes. Sie waren des Krieges müde, und mehr denn je hatte sie im Hinblick auf das nebelhafte Ziel des Krieges die Sehnsucht nach der fernen Heimat beschlichen.

Auch Preußen mußte, nicht dem Zuge des Herzens, sondern lediglich der Not gehorchend, ein Bündnis mit Napoleon schließen und ihm 20 000 Mann für den beginnenden Feldzug zur Verfügung stellen. In harter Pflichterfüllung ihre Überzeugung dem Vaterlande willenlos opfernd, so hatten sie bei Insterburg stumm vor Napoleon gestanden und seine Anerkennung, die sie den französischen Garden als Muster darstellte, schweigend hingenommen. Beim Überschreiten der Grenze war dann von dem sonst so wortkargen General York eine Ansprache an die Soldaten gerichtet worden, die ohne Erwähnung der französischen Waffengenossenschaft in ein begeistertes Hoch auf den König ausgeklungen war. Als Bestandteil des Macdonaldschen Korps bildete das preußische Hilfsheer die linke Flankendeckung der „Großen Armee" in Kurland und blieb so vor dem allgemeinen Untergange bewahrt.

Wie von einer schweren Last befreit, so hatte Ostpreußens Bevölkerung erleichtert aufgeatmet, als die letzten Heersäulen der Franzosen jenseits der russischen Grenze verschwanden. Wochenlang blieb man über das Schicksal der „Großen Armee" im ungewissen, wenn schon die Ahnung alle Gemüter erfüllte, daß das abenteuerliche Unternehmen nicht gut ablaufen würde. Im Dezember verbreiteten sich die ersten dunkeln Gerüchte von der Verlegenheit der Franzosen in Rußland, von verlorenen Schlachten und blutigen Verlusten und von den verzehrenden Flammen, die rings um den Kaiser in Moskau aus dem Boden geschlagen seien. Vorsichtig und leise nur wagte man davon zu reden, um nicht den Unwillen der im Lande sitzenden französischen Behörden zu erregen. Doch bald ließ es sich nicht mehr verbergen, daß das große Franzosenheer in den Eisfeldern Rußlands einen Untergang

gefunden hatte, wie ihn sich grauenvoller auch die ausschweifendste Phantasie nicht ausmalen konnte.

In dichten Flocken wirbelte beim Scheiden des Jahres 1812 der Schnee hernieder. Die Kälte hatte einen ungewöhnlichen Grad erreicht. Da bewegte sich ein langsamer Zug geräuschlos auf der Landstraße dahin. Gleich wandelnden Leichen waren die Gestalten anzuschauen, die, auf Stöcke gestützt, hinkend und kraftlos sich dahinschleppten. Das waren die Reste der „Großen Armee“, die dem Hunger, der Kälte und den Lanzen der Kosaken entronnen waren. Offiziere und Gemeine in wirrer Unordnung durcheinander, zerlumpt und unsauber, ohne Waffen und Kommando, so nahten sie sich den menschlichen Wohnungen. Alte Säcke und Pferdedecken vertraten bei den meisten die Stelle der Uniform, bunte Nachtmützen und Hauben ersetzten Helm und Tschako. Und doch waren den meisten Ohren und Nasen erfroren, und die edelsten Gestalten erschienen krumm und zusammengeschrumpft, voll blauer Flecken und weißer Frostbeulen. Erloschen lagen die dunkeln Augen in den Höhlen. Gesenkten Hauptes und in dumpfer Betäubung schritten die Leidensgestalten dem Eingange des Dorfes, dem Tore der Stadt zu, sobald die Dämmerung eintrat und die eisigen Nebel sich auf die Flur senkten. Ein ganzes Infanterie-Regiment kam so einmal auf zwei Schlitten durch Bornehnen. Ein Kavallerie-Regiment, bestehend aus zwei Pferden und sieben Mann, folgte nach.

Der Anblick solchen Elendes war zu überwältigend, um in der Bevölkerung den Gedanken an Rache aufkommen zu lassen. Mitleidig öffneten sich den Unglücklichen dieselben Türen, gegen die sie noch vor wenigen Monaten, Einlaß begehrend, ungestüm mit dem Gewehrkolben gestoßen hatten. Gierig verschlangen sie das trockne Brot, das sie damals in frevelhaftem Übermut verschmäht hatten. Ansteckende Krankheiten rafften Unzählige dahin. Trotzdem waren die schnell errichteten Lazarette überfüllt. Unter den Spottrufen der übermütigen Jugend wanderten die wenigen Genesenen der fernen Heimat zu.

Eines Tages hatte Karl am Waldrande bei einem erloschenen Feuer fünf erfrorene Franzosen gefunden. Sie mochten wohl schon längere Zeit dort gelegen haben; denn das Raubzeug hatte sie furchtbar verstümmelt. Da war er nebst ein paar Leuten mit

Hacken und Schaufeln hinausgegangen, und sie hatten die Leiber in die fremde hartgefrorene Erde gebettet.

V.

Um die Freiheit.

Ende Dezember des Jahres 1812 entfaltete sich an den Ufern der Jura, jenes rechten Nebenflusses der Memel, zwischen den russischen Grenzdörfern Tauroggen und Poscherun, ein lebhaftes militärisches Bild. Preußen und Russen hatten sich dort bereits tagelang kampfbereit gegenübergestanden, und die alte Windmühle auf dem Hügel Poscherun war verwundert darüber, daß es nicht zum Schlagen gekommen war. Noch größer aber mochte ihr Erstaunen sein, als am vorletzten Tage des genannten Jahres mehrere hohe Offiziere nebst Gefolge aus beiden Heerlagern auf sie zugeritten kamen, um sich in ihrem verstaubten Bauche ein Stelldichein zu geben. Zwischen Getreideschüttungen und Mehlsäcken nahmen sie an einem roh gezimmerten Tische Platz. Die mitgebrachten Karten wurden darauf ausgebreitet und eine Unterhaltung begonnen, auf deren Wichtigkeit die ernsten, fast feierlichen Gesichter der Teilnehmer schließen ließen.

„Ew. Exzellenz können sich nicht verhehlen,“ wandte sich der russische Oberfeldherr Diebitsch in gebrochenem Deutsch an General York, „daß sich für Sie seit unserer letzten Unterredung die Verhältnisse eher verschlimmert als gebessert haben. Macdonald steht mit der französischen Hauptmacht schon bei Tilsit, und zwischen ihn und Sie schieben sich bereits unsere Kolonnen und schneiden die Verbindung ab. Warum wollen Ew. Exzellenz nicht die günstige Gelegenheit benutzen und unter dem Zwange der Not das tun, was Ihre Armee aus freudigster Überzeugung längst gerne freiwillig getan hätte!“

„Leider muß ich zugeben,“ erwiderte der Angeredete, „daß meine Lage verzweifelt ist. Aber solange ich keine bestimmten Weisungen aus Berlin erhalte, kann ich die Sache der Franzosen nicht verlassen. Gesetzt, der König wäre mit dem Schritte, der mir geraten wird, nicht einverstanden! Dann hätte ich wider alles Völkerrecht gehandelt und meine Soldatenehre befleckt. Nein,

nein! Es darf nicht sein! Ich will die Sperre mit meinem Korps zu durchbrechen versuchen. Lieber ruhmvoll enden, als ehrlos handeln!“

„Wie können Ew. Exzellenz von Berlin auf andere Weisungen als auf die erhaltenen rechnen!“ ließ sich aus Diebitsch’ Gefolge der während der Fremdherrschaft in russische Dienste getretene preußische General von Clausewitz vernehmen. „Ew. Exzellenz sollen nicht über die Schnur hauen!“ Was liegt denn anderes in dieser unbestimmten Antwort als: ‚Ich möchte wohl, aber ich traue mich nicht!‘ Sehen denn Ew. Exzellenz nicht, daß Sr. Majestät die Hände gebunden sind und daß im gegebenen Augenblicke nur Sie allein dieselben zu lösen vermögen? Ew. Exzellenz stoßen sich an dem Ungewöhnlichen unserer Forderungen. Aber haben denn nicht immer eigenartige Verhältnisse auch ungewönliche Maßnahmen erheischt? Sie kennen die Stimmung in der preußischen Nachbarprovinz. Es bedarf nur eines Anstoßes, den Ew. Exzellenz geben sollen; das Volk wird zu den Waffen greifen und die Regierung mit sich fortreißen, ob sie will oder nicht.“

„Bei Gott, so ist’s, General!“ stieß der preußische Korpsführer lebhaft hervor. „Sie haben meine Gedanken erraten. Aber trotzdem, ich kann Ihnen nicht folgen. Es geht nicht! Nennen wir das, was sie von mir fordern, mit dem rechten Namen. Der Abfall wäre Verrat an einem Bundesgenossen, auch wenn dieser Napoleon heißt. Hat denn der Tag von Jena und seine schlimmen Folgen dem preußischen Namen nicht schon genug zugesetzt? Und schließlich, täte ich’s trotzdem, was würde am Ende herauskommen, als daß wir das französische Joch mit dem russischen vertauschten!“

Bei den letzten Worten des preußischen Generals erhob sich Diebitsch und schritt auf ihn zu.

„Sehen Sie dieses Schreiben meines Kaisers, Exzellenz, Er bietet Ihrem Lande ein Bündnis und verspricht im Falle seiner Annahme, die Waffen nicht früher niederzulegen, als bis Preußen im Umfange von 1805 wiederhergestellt ist. Und auch wir verlangen von Ew. Exzellenz nicht die sofortige Eröffnung der Feindseligkeiten gegen Ihre bisherigen Verbündeten, sondern lediglich Neutralität auf 8 Wochen. Dann mag Ihr König selber die weitere Entscheidung treffen.“

„Ich darf nicht," rang es sich aus Yorks Brust hervor. „Daß sie mir den Marschallstab anboten, mich mit einem Ehrensold von 20000 Franken bedachten und mich in die Ehrenlegion einreihten, Gott ist mein Zeuge, nicht deshalb halte ich an ihnen fest. Aber mein Gewissen, meine Soldatenpflicht und Mannesehre sträuben sich immer von neuem dagegen, wenn ich in mir den Gedanken des Abfalls zu rechtfertigen versuche."

„Gesetzt nun, Ew. Exzellenz täten etwas, was Sie mit der persönlichen Ehre im Augenblick nicht vereinbaren könnten," entgegnete Clausewitz dem in Zweifeln Ringenden, „und täten dadurch dem Vaterlande einen Dienst. Wäre das Opfer wirklich zu groß? Ist und bleibt nicht das höchste Gut des Mannes sein Volk, für das er alles zu opfern imstande sein muß, und sollte es gleich die persönliche Ehre sein?"

„Gebt mir Bedenkzeit!" bat York.

„Die haben Ew. Exzellenz nun schon seit vier Tagen'" war die Antwort des russischen Oberfeldherrn. „Die Entscheidung muß heute fallen. Ein längeres Zögern könnte ich nicht verantworten."

Eine russische Ordonnanz trat ein und überreichte Diebitsch einen Brief, den die Kosaken einem aufgefangenen französischen Kurier abgenommen hatten. Er trug die eigenhändige Unterschrift des Marschalls Macdonald. Überrascht überflog ihn der Russe und reichte ihn seinem Gegner mit den Worten:

„Vielleicht wird dieses Schreiben Ew. Exzellenz den Übertritt erleichtern."

Der General las: „— — — Die Stimmung im preußischen Heere wird mit jedem Tage für uns zweifelhafter. Es ist an der Zeit, die höheren Kommandostellen anderweitig zu besetzen, um den Geist des Korps zu verbessern — — —."

Immer noch schwankte York. Das furchtbare Wort „Verrat" stand ihm wie ein Flammenmal vor der Seele. Er hatte öfter in dieser Zeit des großen Heerführers im Dreißigjährigen Kriege gedacht. War seine Lage nach Kenntnisnahme dieses Schreibens der des Friedländers nicht sehr ähnlich oder fast gleich? Und hatte über jenen nicht die Weltgeschichte das „Schuldig" gesprochen?

Dennoch! Es sollte geschehen! Die Absicht der Franzosen und die Worte seines Landmanns Clausewitz rissen den Zaudernden

vorwärts. Mochte ihn die Mit- und Nachwelt auch einen Verräter nennen, wenn nur die Freiheit seines Volkes erreicht wurde.

„Wohlan denn, es sei!“ rief er, am Schlusse des inhaltschweren Briefes angekommen, aus und unterzeichnete den bereitliegenden Vertrag, den die Geschichte die Konvention von Tauroggen nennt.

* * *

Es dauerte nicht mehr lange, da ging eine Bewegung durch die ostpreußische Volksseele, so gewaltig und nachhaltig, wie man sie noch nicht gekannt. Es war eine seltsame Predigt, die der Dexener Pfarrer an einem der letzten Sonntage hielt. Von Ehud, dem streitbaren Sohne Benjamins, der den Moabiterkönig Eglan, den Bedrücker Israels, mit seinem unter dem Rocke verborgen gehaltenen Schwerte erstach, wie es im 3. Kapitel der Richter zu lesen stand, hatte er gesprochen und die damalige Lage des Volkes Gottes mit der des eigenen Vaterlandes verglichen. Die Bauern hatten bei den Textworten: „Sie zogen vom Gebirge herab und schlugen die Moabiter, daß nicht einer entrann,“ die Lippen auf einander gepreßt und die Fäuste geballt und nach dem alten Harnisch neben den wurmzerfressenen Fechthandschuhen aufgeblickt, die der Ahnherr eines der umwohnenden Adelsgeschlechter am Kirchenchor hatte anbringen lassen. Und als dann der Geistliche im Schlußgebete die Geschicke des Vaterlandes in dieser Zeit dem besonderen Schutze Gottes empfahl, da waren sie alle in den Bänken auf die Kniee gesunken und hatten sich mit ihrem Pfarrer einig gewußt in dem stillen Gelübde der Treue bis in den Tod.

In den ersten Tagen des Februar erhielt Konrad als Erbherr auf Vornehnen eine Ladung zum Königsberger Generallandtage. Dort kamen sie zusammen, die Vertreter des ostpreußischen Großgrundbesitzes, allen voran die Grafen von Dohna und Lehndorf, nebst dem Königsberger Oberbürgermeister Heidemann, um zu beraten, wie sich Ostpreußen in dieser hochbewegten Zeit verhalten solle. Gerade hier war die politische Lage äußerst ungewöhnlich und erforderte ein richtiges Verhalten der leitenden Männer im rechten Augenblick. Yorks Tat bei Tauroggen, wo der Bruch mit den Franzosen und das Bündnis mit den Russen auf eigene Verantwortung des Generals erfolgt waren, hatte in den Herzen der Ostpreußen ein Echo gefunden, dessen dumpfes Grollen von

der Memel bis zur Weichsel widerhallte. Sollte es nicht möglich sein, hier, wo der Franzosenhaß am üppigsten ins Kraut geschossen war, unter dem ergrimmten Landvolke einen Aufstand zu erregen, die noch vorhandenen schwachen französischen Heeresabteilungen zu überwältigen und so, vom Erfolge gekrönt, das ganze Volk mit fortzureißen? Nur auf diese Weise, durch schnelles und eigenmächtiges Handeln, konnte der Vertrag zu Tauroggen zum Ausgangspunkt der Befreiung, die zaudernde Regierung zu entschlossener Tat gedrängt werden. Wohl war man sich der Opfer, die hierbei gefordert werden würden, bewußt; wohl verhehlte man sich nicht, was auf dem Spiele stand. Aber lieber ruhmvoll untergehen, als ein Leben in Schmach und Bedrückung führen, wie es die letzten Jahre gebracht hatten! Das mochte der Gedanke sein, der die Herzen aller bewegte. York selber war auf dem Landtage erschienen und hatte unter dem Beifall der Anwesenden den Plan einer ostpreußischen Volksbewaffnung vorgelegt. 20000 Rekruten sollten ausgehoben und daneben eine Landwehr gegründet werden, die alle noch vorhandenen Waffenfähigen vom 18. bis zum 45. Jahre aufnehmen sollte. Außerdem hatte es Graf Lehndorf übernommen, nach Art des Lützowschen Freikorps ein National-Kavallerie-Regiment aus freiwilligen Mitteln auszurüsten. Das alles war in Königsberg in nur fünf Tagen beschlossen worden. Und diese fünf ewig denkwürdigen Tage sollen Ostpreußen nicht vergessen werden, so lange es ein preußisches Volk und eine preußische Geschichte gibt. Und auch die begeisterten Hochrufe, die der „eiserne" General sich auf dem Landtage verbat und für die Zukunft vorbehalten wissen wollte, sind ihm die Ostpreußen auf dem Schlachtfelde nicht schuldig geblieben.

* * *

Konrad entfaltete nach seiner Rückkehr von der Königsberger Tagung eine umfassende Tätigkeit, um an seinem Teile den letzten Entscheidungskampf vorbereiten zu helfen. Längst waren die im Frieden ausgebildeten Krümper zur Fahne abgegangen, und die Reihe der Bohnehner Gutsleute hatte sich bedeutend gelichtet. Nun galt es, die Landwehr aufzustellen und nachzuschicken, mit deren Bildung Konrad, als invalider Offizier, in seinem Bezirk beauftragt worden war. Immer wieder machte sich dabei die furchtbare Geldnot und der Mangel an allem fühlbar. Aber das

Gefühl dankbarer Vaterlandsliebe, die das Bild jener Zeit wie mit einem Glorienschein umgibt, es feierte auch in Ostpreußen seine höchsten Triumphe, in dem Lande, das die Fußtritte des übermütigen Siegers am stärksten empfunden hatte. Die beiden besten Pferde, die auf einer abgelegenen Waldwiese während der Sommertage von 1812 den Franzosen entgangen waren, wurden dem National-Kavallerie-Regimente zur Verfügung gestellt. Wiederum fiel ein Teil der Bornehner Waldungen der Axt zum Opfer; der Erlös daraus fand seinen Platz auf dem Altar des Vaterlandes. Und hinter der selbstlosen Hingabe der Adeligen wollte die Opferfreudigkeit der Bürger und Bauern nicht zurückstehen. Auf Geheiß der Mutter mußte Karl die alten Porzellantassen vom Ofensims nebst mehreren Rehgeweihen beim Trödler in Eylau zu Geld machen und den Erlös auf dem dortigen Amte abliefern. In der Amtsstube des Dexener Pfarrers sah es wie in einem Kramladen aus. Goldene und silberne Trauringe und Schnallen, welche die Franzosenzeit in Fuchsbauten und Brunnen überdauert hatten, alte Waffen, wie man sie vom nahen Schlachtfelde auflas, Leinwandrollen und Wollbündel, die vorzeitige Schur der noch vorhandenen Schafe, alles wurde vom Geistlichen in ein Register eingetragen und mit diesem an die Sammelstelle abgeführt.

Leichter als die Beschaffung der Mittel zur Ausrüstung der Streiter war die Aufbringung der Streitkräfte selbst. Und das war natürlich. Hatte doch fast jeder noch ein veraltetes Konto mit den Bedrückern abzurechnen, und auch dem alten Dexener Pfarrer wurde es nicht schwer, seine Kirchspielskinder zum heiligen Kampfe aufzurufen. Von Haus zu Haus wanderte er, um den Franzosenhaß zu schüren. So wollte niemand daheim bleiben; alles drängte zu den Waffen, und wer noch unentschlossen zauderte, den trieb der Spott der Alten im Dorfkruge ins Feld.

„Mich hat die verfluchte Brut krumm und lahm geschlagen; aber diese beiden sollen es ihr heimzahlen und den Vater rächen!“ Damit hatte ein ergrauter Bauer seine beiden Söhne in die Landwehr eingereiht.

„Nehmt diesen auch noch mit“, bat ein vom Alter gebeugter Instmann. „Seinen Vater haben die Franzosen nach Rußland verschleppt. Er ist zwar im Herbste erst eingesegnet. Aber er hat den Winter über schon mitgedroschen wie ein Alter, und es

wird einerlei sein, ob er den Flegel über die Garben oder auf die Köpfe der Franzosen schwingt."

So war es denn eine stattliche Zahl von Kämpfern, die auf der weiten Vornehmer Gutswiese von Konrad unter Anleitung einiger Gendarmen und Mitglieder der Invalidenkompagnie, die das Amt gestellt hatte, täglich in den Waffen geübt wurde. Auch Karl war in die Schar der Freiheitsstreiter eingetreten. Auch ihn hatte die allgemeine Begeisterung ergriffen, und er durfte ihr um so leichteren Herzens folgen, als die Aushebung und Einübung der Truppennachschübe seinen Herrn daheim zurückhielt.

Buntscheckig genug sah das Vornehmer Landwehraufgebot freilich aus. Eine gleichmäßige Uniformierung war nicht zu erreichen gewesen. Das letzte Stück Tuch, den letzten Tschako hatten die neuerrichteten Linienregimenter erhalten. Jeder zog in den Kampf, wie er ging und stand: im grauen Landwandkittel, im blauen Tuchrock, in Ermangelung von Schuhen und Stiefeln auch wohl barfuß, wie man es auf dem Lande zur warmen Jahreszeit gewohnt war. Und ähnlich sah es mit der Bewaffnung aus. Sie bestand zumeist in alten Säbeln und Lanzen, in Beilen und Heugabeln. Einige waren mit Spaten und Schaufeln erschienen. Erst als die verbündeten Russen einige Tausend französischer Gewehre sandten, die sie auf den Schlachtfeldern und Heerstraßen von 1812 zusammengelesen hatten, konnten alle Glieder mit Schußwaffen versehen werden.

Für Mitte Mai war der Aufbruch der Kämpfer nach Königsberg festgesetzt. Am Tage des Abmarsches noch fand ihre feierliche Einsegnung im alten Dexener Gotteshause statt. Mit bewegter Stimme sprach der Pfarrer von Siegeszuversicht und Gottvertrauen und ermahnte sie zur Treue bis in den Tod, der die Krone des Lebens sicher sei. Auf dem weltentrückten Friedhofe, an den Gräbern ihrer Lieben, da nahmen sie von den Angehörigen Abschied, der für viele unter ihnen ein solcher für immer werden sollte, Karl war der alten Mutter, die sich der Tränen nicht erwehren konnte, in die Arme gesunken.

„Mir ist's, als sollte ich Dich nimmer wiedersehen," brachte sie mit halberstickter Stimme hervor. „Aber wie Gott will und der König es gebietet." So zog Karl Kempf als Landwehrmann in den Befreiungskrieg.

VI.

Fürs Vaterland.

Aus allen Teilen der Provinz strömten die Landwehraufgebote in Königsberg zusammen, um dort in größeren Verbänden vereinigt zu werden. Karls Abteilung war zur ersten Landwehrdivision geschlagen worden, die, etwa 8000 Mann stark, unter Graf Ludwig zu Dohna den Entsatz von Danzig bewirken sollte. Über Braunsberg und Elbing näherte sich die Division in mehreren Tagemärschen ihrem Ziele. Es war den an die Einsamkeit gewöhnten Dexener Kirchspielskindern anfangs recht beklommen ums Herz gewesen, als sie so in Reih und Glied in dem unabsehbaren Menschenhaufen tagaus, tagein dahinzogen, und manchen unter ihnen hatte ein wehmütiges Gefühl beschlichen, wenn er der Seinen daheim im Waldesfrieden der Stablackberge gedachte. Dann aber hatte sie der kriegerische Klang der Trommeln und Hörner mehr und mehr aus dieser Stimmung herausgerissen, und ein Gefühl erhöhten Mutes, wie es die Gemeinschaft verleiht, war an ihre Stelle getreten. Einzelne Regimenter von der Linie, die den vorangegangenen Kameraden nach dem Hauptkriegsschauplatze folgten, waren stolz an ihnen vorübergezogen, und sie hatten launig-spöttische Anspielungen auf ihre Ausrüstung und Kleidung zu hören bekommen.

So überschritten sie die Weichsel und verglichen den großen, reißenden Strom mit dem heimatlichen Paßmar. Sie bewunderten als Landkinder die Fruchtbarkeit des Werders, dessen schnurgerade Gräben mit den gestutzten Weidenstümpfen ihnen nicht entgangen waren. Immer mehr rückten die Bilder der Heimat, die auf den ersten Marschtagen den Unterhaltungsstoff hergegeben hatten, gegen die bevorstehenden Dinge in den Hintergrund. Sie schwenkten nach Norden ab; eines Nachmittags hielten sie auf einer Anhöhe. Da wies der Hauptmann mit dem Degen auf einen stumpfen Punkt am Horizont und sagte, das sei der Turm der Marienkirche, und dort liege Danzig, das Ziel ihres Marsches. Da hatten sie die Hälse gereckt und ausgespäht, und mancher von ihnen hatte sich des Blickes vom heimatlichen Wipfelberge auf die im Nebel verschwindenden Türme von Königsberg erinnert.

Immer näher kamen sie der belagerten Stadt, und das Herz begann unruhig zu werden. Am Abende hörten sie dann von nordwärts her den rollenden Geschützdonner der englisch-russischen Flottille, die die Werke von Neufahrwasser und Weichselmünde bombardierte. Niemand konnte in der Nacht schlafen. Sie standen von ihren Strohlagern auf und sahen dem eigenartigen Schauspiele zu, das die lichterloh, gleich Raketen die Luft durchschießenden Granaten boten, und es kam sie ein Grauen an, eine Vorahnung von den Kämpfen und Schrecken einer Belagerung.

Am nächsten Tage rückten sie in die Belagerungslinie ein, in der bereits 30000 Russen tätig waren. Da hatten sie Gelegenheit, die aufgeworfenen Erdwerke zu betrachten, die im Vorgelände gegen die Ausfälle der Belagerer vom Bischofsberge her errichtet worden waren. Einige Tage blieben sie noch in der Reserve stehen; aber bald erhielten einzelne Abteilungen die Feuertaufe. Unter lautem Kampfgeschrei fielen sie über die Franzosen mit Bajonett und Kolben her, und ihr ungestümer Mut trug ihnen bald die Achtung der Kameraden von der Linie ein.

* * *

Wochen und Monate waren dahingegangen. Die Schlacht an der Katzbach war geschlagen, und bei Leipzig hatten die Kanonen der napoleonischen Herrlichkeit mit ehernem Munde längst das Grablied gesungen. Das anfänglich warme Sommerwetter wich einer herbstlich feuchtkühlen Witterung und ließ die leichtgekleideten Landwehrleute, namentlich zur Nachtzeit, die fehlenden Mäntel schwer vermissen. So mancher erlag den Anstrengungen des Kampfes oder den Kugeln der Belagerten. Aber mit ungebrochenem Mute hielt Rapp, der Kommandant von Danzig, die Verteidigung des festen Waffenplatzes aufrecht. Weiter und weiter wurden die Laufgräben gegen den Hagelsberg vorgerückt. Es nahte der Tag des Sturmes, den ein mehrtägiges Bombardement vorbereitet hatte. Auf das ohrenbetäubende Krachen des Donners folgte eine lähmende Stille. Die Sturmkolonnen sammelten sich zum Angriff. Karl stand mit seinen Landsleuten heute im ersten Treffen. Sie waren während der langen Belagerungszeit zu erfahrenen Kriegern herangereift. Bei ungezählten Scharmützeln, auf Feldwachen und Vorposten hatten sie stets ihren Mann gestanden, und wenn sie unter einander Umschau hielten, so fehlte mancher, mit dem sie in der

Dexener Dorfkirche gemeinsam die Weihe zum heiligen Kampfe erhalten hatten.

Gleich einer im Zickzack sich windenden Schlange schoben sich die Sturmkolonnen in den mühsam errichteten Deckungen dem feindlichen Werke entgegen, das auf der Höhe des Hagelsberges thronte und mit seinen ragenden Geschützrohren stumm den Stürmenden entgegenstarrte. Jetzt waren sie aus den Gräben herausgetreten und von dem wachsamen Feinde bemerkt worden. Der Höllenlärm der vergangenen Tage begann von neuem, und ein furchtbarer Kartätschenhagel, der in den vorgestreckten Bajonetten der Stürmenden ein eigenartiges Geräusch verursachte, empfing die Angreifer. Der Tod hielt reiche Ernte. Hier sank einer lautlos zu Boden, dort machte ein anderer noch ein paar hastende Sprünge, um dann für immer liegen zu bleiben. Es war ein unbeschreibliches Getöse losgebrochen, in welches das dumpfe Stöhnen der Verwundeten, das laute Sturmgeschrei der Vordringenden und die ständige Aufforderung der Führer, die durch das feindliche Feuer gelichteten Reihen von neuem zu füllen, hineinklang. Gleich wütenden Wölfen, die einander auf den Rücken springen, um weiter zu kommen, drängten die Überlebenden vor.

So waren die ersten auf der Wallkrone angekommen. Hie und da gelang es einer wuchtigen Landwehrfaust, einen Nagel in das Zündloch eines noch rauchenden Geschützes zu treiben und seinen verderbenspeienden Mund zu schließen. Der Augenblick war da, wo der jahrelang verhaltene Groll, den der hartnäckige Widerstand noch gesteigert hatte, sich über dem Haupte der verhaßten Feinde entladen konnte. Alles war in Staub und Pulverdampf gehüllt, aus dem nur geschwungene Flintenkolben und blutige Bajonette sich abhoben, die in den zusammengeballten Menschenknäueln ihr Vernichtungswerk übten. Da traf auch Karl das tötliche Blei. Es war ihm, wie wenn er einen Stoß gegen die Brust empfinge. Dann entfiel ihm das Gewehr, und er sank zu Boden. Er fühlte wie das Blut ihm warm über die Brust rann. Die Glieder wurden ihm schwer wie Blei. Er sah und hörte nichts mehr von dem, was um ihn her vorging.

In der Stille der Nacht kam der Verwundete noch einmal zu sich. Leichtes Gewölk zog am Himmel vorüber, durch das der Mond sein blasses Licht auf die Erde warf. Neben ihm lag ein

französischer Grenadier, dem das preußische Bajonett noch in der Brust steckte. Der, dem es gehört hatte, schlief mit durchschossenem Kopfe, mit weitgeöffnetem Munde und starren Augen in einiger Entfernung von ihm den Todesschlaf. Andere lagen, die Patronentasche und den Tornister auf dem Rücken, die Hand fest um das Gewehr geklammert, mit dem Gesicht der Erde zugekehrt. Nur einen schwachen Laut, gleich dem ängstlichen Rufe eines zur Nachtzeit erwachenden kranken Kindes, vermochte Karl von sich zu geben, dann sank er wieder mit geschlossenen Augen zurück. Vor seiner Seele tauchte noch einmal die ferne Heimat auf. Er glaubte noch ein Kind zu sein und seinen frühvollendeten Vater vor sich zu sehen. Und dann schwebte ihm das Bild der Mutter vor, wie sie ihm in zärtlichem Stolze mit den harten Händen über den blonden Scheitel fuhr und ihn freundlich anblickte. So zogen die trauten Kindheitstage noch einmal an ihm vorüber, bis das Bewußtsein von neuem schwand.

Im Lazarett zu Langfuhr untersuchte der Feldscher Karls Wunde. Die französische Kugel hatte gut getroffen. Das Fieber zehrte die letzte Lebenskraft auf. Noch einmal hatte der Kranke einen lichten Augenblick. Da trug er dem seiner wartenden Kameraden das letzte Lebewohl an die Mutter und die Lieben daheim auf, und dann löschte der Todesengel still und schmerzlos sein Lebenslicht aus.

Anfang November hatte die Verlustliste Karls Tod in der Heimat zur Gewißheit werden lassen. Frau Kempf konnte den schweren Schlag nicht verwinden. Auf dem Lehnstuhle sitzend, mit dem entsunkenen Gesangbuche in den Händen, so war sie ihrem Sohne schnell in die Ewigkeit gefolgt, so hatte sie Konrad eines Nachmittags gefunden. Er war ihr, treu seinem Karl gegebenen Versprechen, in den schweren Tagen der Trauer mehr als ein gnädiger und gütiger Herr gewesen.

Aber mochte auch manches Mutterherz brechen, das Vaterland war wieder frei geworden, befreit nicht zum wenigsten durch den Opfermut und das Heldenblut der preußischen Ostmark. Das künden uns neben dem Buche der Geschichte die alten, verstaubten und vermoderten Ordensbänder der Kriegsdenkmünzen und Eisernen Kreuze jener Zeit, wie sie die Ruhmestafeln unserer Gotteshäuser in so großer Zahl aufweisen, den Gefallenen zum Gedächtnis, den kommenden Geschlechtern zur Nacheiferung.